

Auf dem Weg

WO GLAUBEN
RAUM GEWINNT



Der Pastorale Prozess im Erzbistum Berlin



OKTOBER 2015

Kirche im Alltag

Kitas, Schulen, Caritas
rund um den Kirchturm

Kirche für die Menschen

Erzbischof Koch
im Interview

Kirche im Aufbruch

Auf dem Weg in die
Entwicklungsphase

EINE SONDERAUSGABE IHRER KIRCHENZEITUNG **TAG DES HERRN**

„Viele kamen zum Glauben an ihn“

Auf dem Weg in die Entwicklungsphase

Von Prälat Stefan Dybowski

Immer wieder beeindruckt mich diese Frau im Johannesevangelium (Joh 4,1-42). Am Jakobsbrunnen ist sie Jesus begegnet. Es beginnt mit dem Durst Jesu und einer einfachen Bitte um einen Schluck Wasser. Und am Ende finden nicht nur diese Frau, sondern auch viele Samariter aus dem Ort zum Glauben.

Seit geraumer Zeit machen wir uns Gedanken um die Zukunft unserer Kirche in Berlin. Wie werden unsere Gemeinden in 20, 30 oder 50 Jahren aussehen? So hat vor drei Jahren im Erzbistum Berlin der Pastoralprozess „Wo Glauben Raum gewinnt“ begonnen. In diesen drei Jahren ist einiges geschehen. Die Findungsphase ist für viele Gemeinden zum Abschluss gekommen; nun beginnt die zweite Phase: die Entwicklungsphase.

Was unterscheidet diese beiden Phasen? War der Blick in der Findungsphase eher nach außen gerichtet – Mit welchen Gemeinden wollen wir zusammenarbeiten? – so richtet sich der Blick in der Entwicklungsphase deutlicher nach innen: Wie können wir Menschen in Zukunft mit Gott in Berührung bringen?

Papst Franziskus hat vor zwei Jahren ein Schreiben herausgegeben, das wertvolle geistliche Impulse für die Entwicklungsphase gibt. Sein Titel und Thema zugleich: „Evangelium gaudium“, Freude des Evangeliums; ich möchte es auch übersetzen: Freude am Evangelium. In seiner unvergleichlich anschaulichen Sprache



„Gib mir zu trinken“, fordert Jesus die Frau am Jakobsbrunnen auf. Durst ist eine Metapher für die Sehnsucht des Menschen. Das Evangelium wird zum lebensspendenden Quell, wenn wir es mit Freude teilen. Foto: Fotolia/ Doc-Rbe-Media

schreibt der Papst:

„Alle haben das Recht, das Evangelium zu empfangen. Die Christen haben die Pflicht, es ausnahmslos allen zu verkünden, nicht wie jemand, der eine neue Verpflichtung auferlegt, sondern wie jemand, der eine Freude teilt, einen schönen Horizont aufzeigt, ein erstrebenswertes Festmahl anbietet. Die Kirche wächst nicht durch Prosyletismus, sondern durch Anziehung“ (Evangelium gaudium 14).

Sind wir eine anziehende Kirche? Diese Frage könnte ein spannendes Thema für die Gestaltung der Entwicklungsphase werden. Dabei geht es nicht um kurze Highlights, sondern um ein Erleben, das nachhaltige

Anziehungskraft besitzt.

Fragen wir doch einmal die Frau am Jakobsbrunnen. Es beginnt so menschlich: mit dem Durst. Durst ist eine häufig verwendete Metapher für die Sehnsucht des Menschen. Der Jakobsbrunnen wird zum Raum, wo Platz ist für die Sehnsucht der Menschen, wo sie sich etwas von der Seele reden können und wissen, dass sie gehört und verstanden werden. Wäre das ein Kennzeichen für unsere Pastoralen Räume?

Jesus spricht die Frau an: Gib mir zu trinken! – Die Frau ist verwundert. „Wie kannst Du als Jude mich, eine samaritanische Frau um Wasser bitten?“ Das macht man nicht... Jesus

tut es doch, überwindet kulturelle, politische, ja sogar religiöse Ressentiments. Und die Anziehungskraft seines Verhaltens ist deutlich zu spüren: Die Frau wird neugierig auf ihn. Erleben die Menschen, dass in unseren Gemeinden ein anderer Geist herrscht, nämlich der Geist des Evangeliums? Ich bin sicher, dass dies auf viele anziehend wirkt.

Am Ende der Entwicklungsphase soll ein Pastoralplan stehen, der das Leben in den Pastoralen Räumen beschreibt. Ich hoffe, dass da nicht nur Aufgaben und Ämter beschrieben werden. Ich wünsche mir, dass da viel Platz ist für die Freude am Evangelium.

IMPRESSUM

TAG DES HERRN

Sonderausgabe der katholischen Wochenzeitung TAG DES HERRN
Herausgeber: der Erzbischof des Erzbistums Berlin / Stabsstelle „Wo Glauben Raum gewinnt“, Leitung: Markus Weber
Redaktion: Alfred Herrmann (v.i.S.d.P.)
Titelfoto: Walter Wetzler; Gottesdienst der katholischen Kitas in der St.-Hedwigs-Kathedrale
Verlag: St. Benno Buch und Zeitschriften Verlagsgesellschaft mbH Leipzig; Geschäftsführer: Michael Birkner, Christiane Völkel
Leserservice / Anzeigen: Maria Körner
Anschrift: Stammerstraße 11, 04159 Leipzig, Tel. 03 41/ 4 67 77 12,
E-Mail: tdh@st-benno.de,
Internet: www.tag-des-herrn.de
Druck: Verlagsgesellschaft Rhein Main GmbH & Co. KG, Alexander-Fleming-Ring 2, 65428 Rüsselsheim

KONTAKT

Die Stabsstelle ist immer ansprechbar

Zentraler Ansprechpartner für den Pastoralen Prozess ist die Stabsstelle „Wo Glauben Raum gewinnt“ im Ordinariat.

Die intensive Auseinandersetzung mit dem Pastoralen Prozess findet in neun Arbeitsgruppen statt. So gibt es unter anderem eine AG „Berufsbilder und Berufungspastoral“, eine AG „Ehrenamt und Freiwilligendienste“, eine AG „Diakonale Dienste“ und eine AG „Kinder und Jugend“. Sie erarbeiten Vorlagen, die im sogenannten „Steuerkreis“ diskutiert werden.

Dieses Arbeitsgremium berät in

direkter Abstimmung mit der Stabsstelle „Wo Glauben Raum gewinnt“ und im Austausch mit zentralen Gremien wie dem Diözesanrat, dem Priesterrat und dem Pastoralrat Entscheidungsvorlagen für den Entscheiderkreis. Dem



Markus Weber, Leiter der Stabsstelle.

Entscheiderkreis gehören der Erzbischof, der Weihbischof sowie der Generalvikar an.

Die Stabsstelle „Wo Glauben Raum gewinnt“ bildet die Schnittstelle zwischen der Entscheidungs- und Beratungsstruktur im Erzbischöflichen Ordinariat und den Pfarreien, Gremien, Verbänden und Institutionen vor Ort. Der Leiter der Stabsstelle, Markus Weber, sowie sein Stellvertreter, Markus Papenfuß, informieren und begleiten gerne auch vor Ort.

Die Stabsstelle ist erreichbar unter: 0 30 / 32 68 42 31 oder sekretariat.stabsstelle@erzbistumberlin.de

„Wir sind Kirche für die Menschen“

Erzbischof Koch zum Pastoralen Prozess „Wo Glauben Raum gewinnt“

Seit dem 19. September steht Erzbischof Heiner Koch an der Spitze des Erzbistums Berlin. Er übernimmt damit den Pastoralen Prozess „Wo Glauben Raum gewinnt“ von seinem Vorgänger, Kardinal Rainer Maria Woelki, den dieser im Advent 2012 angestoßen hat. Auch Erzbischof Koch initiierte in seinem vorherigen Bistum Dresden-Meißen mit dem sogenannten „Erkundungsprozess“ einen Pastoralen Prozess. Im Interview mit Alfred Herrmann spricht er über seine Erfahrungen und Vorstellungen.

Ihr Vorgänger, Kardinal Woelki, hat den Pastoralen Prozess „Wo Glauben Raum gewinnt“ angestoßen. Wie notwendig ist solch ein Prozess in der heutigen Zeit?

Es gibt zu ihm keine Alternative. Es ist bei weitem nicht mehr selbstverständlich, Christ zu sein, und noch weniger selbstverständlich, dass der christliche Glaube, die Frage nach Gott und die Kirche in dieser Gesellschaft Gehör finden und präsent sind. Von daher müssen wir uns fragen, wie wir in einer veränderten Gesellschaft unseren Auftrag als Kirche, unseren Sendungsauftrag erfüllen können. Wir sind als Kirche kein Selbstzweck, sondern wir sind da, um die Botschaft Jesu Christi wach zu halten, zu leben und in die Gesellschaft zu den Menschen hineinzubringen.

Sie haben 2013 mit dem „Erkundungsprozess“ im Bistum Dresden einen ähnlichen Pastoralen Prozess begonnen. Warum braucht Kirche heute solche Prozesse?

Weil sich die Gesellschaft und die Position der Kirche in der Gesellschaft geändert haben. Wir können Kirche heute nicht mehr so leben, wie wir das vor 40 Jahren getan haben. Wir erreichen auf diese Weise die Menschen nicht mehr. Es kann doch nicht sein, dass wir uns zurückziehen, um unsere eigenen „Schreibergärten“ zu pflegen. Vielmehr geht es darum: Wie kommen wir raus zu den Menschen, die oftmals seit Generationen keine Berührung mehr mit dem Evangelium haben? Wir sind Kirche für die Menschen!

Im Pastoralen Prozess „Wo Glauben Raum gewinnt“ sehen viele vor allem einen Strukturprozess...

Nein, er ist zuallererst ein per-

sönlicher, geistlicher Prozess. Wir müssen uns zuerst unserer Berufung als Kirche bewusst werden. Danach gilt es, die Frage zu stellen, wie die Menschen sind, zu denen wir gehen, und wie wir diejenigen erreichen, die nicht mehr zu uns kommen. Und dann erst, als Drittes, folgt die Frage: Welche Mittel brauchen wir und welche Strukturen helfen uns, unseren Auftrag zu erfüllen? Es wäre vollkommen verkehrt, zu fragen: Wie können wir mit veränderten finanziellen und personellen Ressourcen



Im Gespräch: Erzbischof Heiner Koch

Foto: Walter Wetzler

cen möglichst viele Strukturen und möglichst viele Einrichtungen und Institutionen erhalten? Das wäre ein falsches, binnenkirchliches Denken. Strukturen, Finanzen, Personal, das sind Hilfsmittel, nicht mehr und nicht weniger. Sie verantwortlich einzusetzen, auch das ist ein geistlicher Prozess.

Sie führen im Rahmen des „Erkundungsprozesses“ eigens in alle Pfarreien ihres Bistums und haben zahlreiche Gespräche mit den Menschen geführt. Welche Erfahrungen konnten Sie mitnehmen?

Gerade in solch einem Flächenbistum wie Dresden-Meißen gibt es immer Regionen, in denen die kleinen Gemeinden das Gefühl haben, man vergisst sie. Es entsteht bei ihnen der Eindruck: In den Städten Leipzig, Dresden, Chemnitz, da läuft das kirchliche Leben im Gegensatz zur eigenen Landpfarre. Bei unseren Besuchen spürten die Menschen nun, dass das, was sie zu sagen hatten, für uns von Bedeutung ist. Das hat vieles verändert. Deshalb steht für mich auch im Erzbistum Berlin fest: ich werde gleich als Erstes in die Pfarreien des Erzbistums fahren, um möglichst viele Leute vor Ort zu hören und wahrzunehmen und das Anliegen des Prozesses vorzutragen.

Von welchen Sorgen und Nöten haben Ihnen die Menschen bei Ihren Besuchen im Rahmen des „Erkundungsprozesses“ berichtet?

Zunächst, dass sie überfordert sind. Sie haben den Sendungsauftrag während der DDR-Zeit mit hohem Engagement wahrgenommen. Jetzt meinen sie, sie können das nicht mehr. „Wir sind doch so wenige“, heißt es besonders oft auf dem Land. In den Städten zeigt sich ein anderes Bild. Dort explodieren die

in Kreuzberg.

Worauf liegt Ihr Augenmerk, wenn Sie auf den Pastoralen Prozess im Erzbistum Berlin schauen?

Ich stelle mir die Frage: Wie können wir aus der Heiligen Schrift und aus der Gemeinschaft heraus Feuer fangen, damit wir wirklich brennen? Denn ohne dass wir innerlich für unseren Sendungsauftrag brennen, wird der ganze Prozess nichts werden, dann wird er zum bloßen Strukturprozess. Den können wir uns jedoch sparen. Das ist die Sache nicht wert. Denn ob ich in großen oder in kleinen Strukturen unwirksam arbeite, bleibt dasselbe.

Welche Impulse kann die Kirche vor Ort setzen, um das Evangelium wieder mehr zu den Menschen zu bringen?

Die katholischen Christen müssen mit den Menschen, mit denen sie leben, vertraut sein. Sie müssen neue Berührungspunkte schaffen. Dazu zählt auch, dass sie hingehen, wenn eine Partei eine Veranstaltung organisiert oder ein Stadtfest stattfindet. Hinzugehen anstatt zu warten, bis andere zu uns kommen, ist eine vertrauensbildende Maßnahme. Zudem gilt es, profiliert aufzutreten, damit wir sichtbar für die Botschaft Jesu Christi stehen und das den Menschen gegenüber verdeutlichen können, die oftmals nichts davon wissen. Drittens: Wir müssen möglichst niederschwellige Angebote machen. Ich weiß, wie wichtig kulturelle Veranstaltungen in einer Kirche sind und, dass es offene Feste braucht. In einer Gesellschaft, in der es normal ist, nicht Christ zu sein, gilt es für uns zuvorderst, das Evangelium zu verbreiten, mit den Menschen, den Institutionen, den Gemeinschaften, die da sind, mit Kindergärten, Altenheimen, Schulen, Kirchengemeinden, Verbänden oder Orden. Sie gehören in diesem Auftrag alle zusammen und leben nicht nebeneinander her.

Wie sehen Sie die Position der Laien im Pastoralen Prozess?

Die Laien haben eine eigene Verantwortung. Sie sind getauft und gefirmt. Es ist ihre Gemeinde, ihre Kirche, ihre Religion, für die sie auch Verantwortung tragen. Wir Hauptamtlichen haben die Aufgabe, die Laien subsidiär zu unterstützen, sie zu befähigen, zu begleiten. Entweder wir kommen mit den Laien weiter oder überhaupt nicht.

katholischen Gemeinden. Sie sind jung und dynamisch. Deshalb haben wir uns im Bistum Dresden-Meißen entschlossen, den Personal- und den Finanzschlüssel für die Landgemeinden zu erhöhen, zu Lasten der Stadt. Auf dem Land braucht es mehr Mittel, allein, um zusammen zu kommen. Außerdem treibt die Gläubigen die große Sorge um, heimatlos zu werden. Sie fragen sich: „Geht es im Pastoralen Prozess nur darum, möglichst viel zusammenzufassen, zu zentralisieren, abzubauen und klein zu machen?“ Das ist niemals der Sinn eines solchen Prozesses, aber die Angst davor ist groß.

Auch das Erzbistum Berlin ist ein Flächenbistum mit unterschiedlichsten Regionen...

Soweit ich das bisher einschätzen kann, ist das Erzbistum Berlin ganz verschieden in seiner Geschichte, in der kulturellen Prägung, in den ökonomischen Verhältnissen seiner Menschen, so dass die Frage: „Wie erfülle ich unseren Sendungsauftrag in dieser Gesellschaft?“ nicht allgemein beantwortet werden kann. Jede Region, jeder Bezirk muss seine eigene Antwort geben. Die Antwort an der Ostseeküste wird anders aussehen als in Frankfurt an der Oder, in Charlottenburg anders als

Gemeinsam auf dem Weg

Der Pastorale Prozess im Erzbistum Berlin

Von Alfred Herrmann

„Der Pastorale Prozess ‚Wo Glauben Raum gewinnt‘ ist eine gute Sache, weil Kirche sich aufmacht, aus starren und eingefahrenen Strukturen rauszukommen und sich zu hinterfragen.“ Severin Einspanier und vier weitere Jugendliche aus „Herz Jesu“ Zehlendorf sitzen im Rundfunkstudio des Ordinariats. Die 16- bis 19-Jährigen sprechen den Abendsegen für radioBerlin 88,8. An sieben Tagen im August gingen ihre Kurzbeiträge über den Äther. Sie verwirklichten damit ein Projekt der katholischen Jugend zum Pastoralen Prozess.

Die Gruppe beabsichtigte, einen Glaubensimpuls über Gemeindegrenzen hinwegzusetzen. Auch inhaltlich versuchte sie, Grenzen zu sprengen, und ein klassisches Hörfunkformat mit jugendlichem Esprit aufzupeppen. Dass sie wenig von festen Grenzen halten, beweisen die 14 beteiligten jungen Frauen und Männer schon im Gemeindealltag. Sie kommen aus den verschiedensten Pfarreien des Berliner Süd-Westens. In „Herz Jesu“ fänden sie das, was sie

von einer ansprechenden Jugendarbeit erwarteten, betonen sie, und da sei es doch egal, ob jemand aus Herz Jesu, St. Benedikt, Zwölf Apostel oder Maria Rosenkranzkönigin komme. Johanna Tannen wünscht sich mehr solcher Projekte, die nicht auf die Gemeinden begrenzt sind, „bei denen man sich über soziale Netzwerke wie Facebook spontan einklinken kann, egal woher man kommt. Wir kennen uns doch längst grenzübergreifend aus der Schule oder von den Bistumsjugendtagen.“

Geistliches Motiv an erster Stelle

Soviel Begeisterung, Kirche der Zukunft zu gestalten, wie sie die Jugendlichen an den Tag legen, ist nicht überall zu spüren. Dennoch: knapp drei Jahre nach Beginn des Pastoralen Prozesses hat sich im Erzbistum viel getan. So gut wie alle der 105 Pfarreien befinden sich in der Findungsphase. „So viel und so intensiv wurde lange nicht mehr miteinander gesprochen“, zeigt sich Markus Weber, Leiter der Stabsstelle „Wo Glauben Raum gewinnt“ mit dem bisherigen Verlauf zufrieden. Vieles sei in Bewegung gekommen. „Wir haben zahlreiche gute Beispiele,

an denen sich zeigt: katholische Christen machen sich auf die Suche, wie Kirche in den nächsten Jahren funktionieren kann.“ Wie die neuen Pfarreien letztlich aussehen und ihren Glauben leben werden, liege vor allem in den Händen der Gläubigen vor Ort, die die Pastoralen Räume gestalten, betont Weber und gibt zu bedenken: „Bleibt ‚Wo Glauben Raum gewinnt‘ in einem bloßen Fusionsprozess stecken und bleibt jeder, so wie er ist, scheitert der ganze Prozess. Denn über allem steht das geistliche Motiv: Wie bringen wir Menschen mit Jesus Christus in Berührung?“

Mit Reinickendorf-Nord bilden schon seit 2014 drei Pfarreien einen Pastoralen Raum. Zudem haben 25 Pfarreien in Berlin, drei in Brandenburg und drei in Vorpommern ihre Findungsphase abgeschlossen und für insgesamt neun Pastoralen Räume votiert. Nun warten sie auf die Zu-

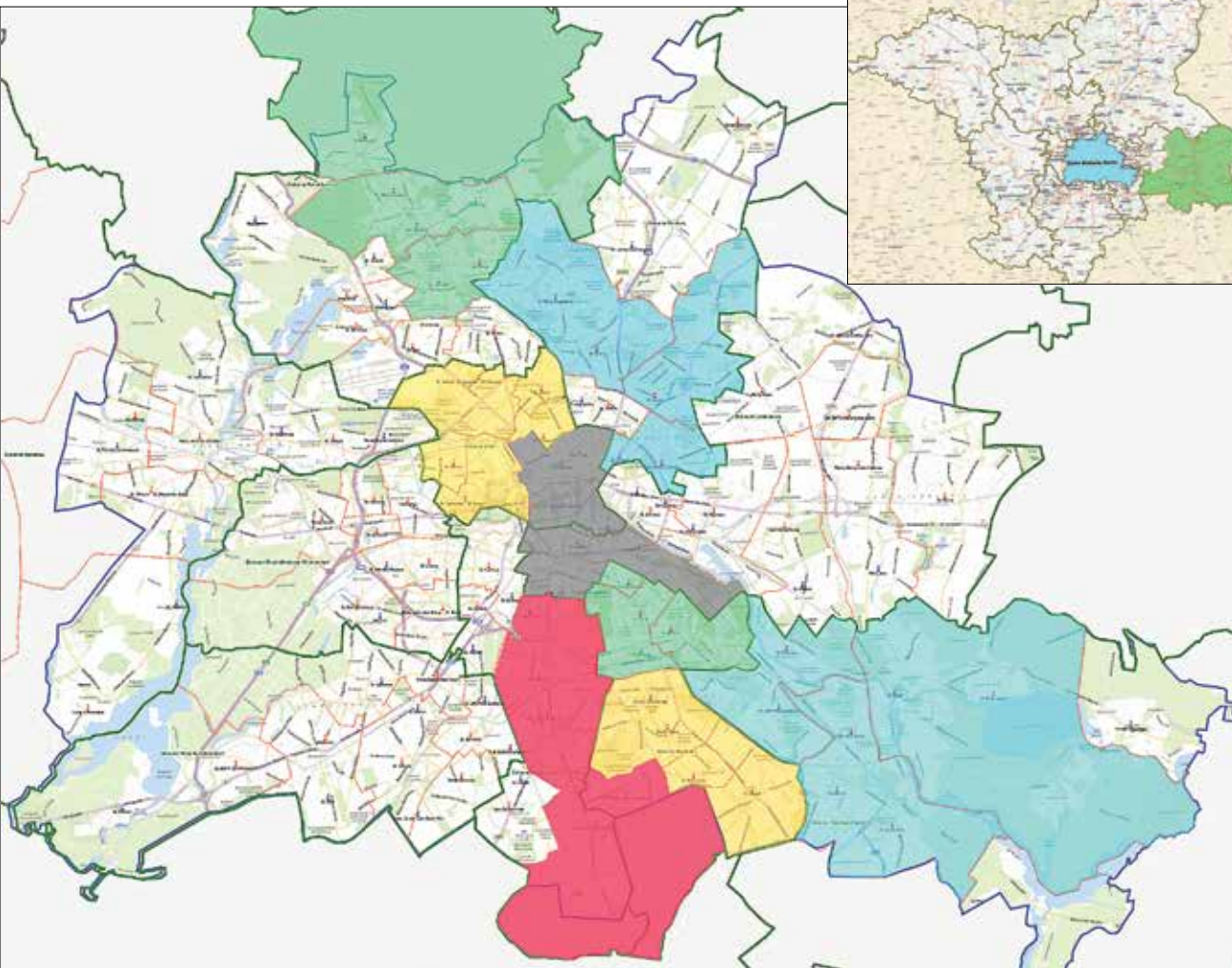
stimmung des Entscheiderkreises – sprich des neuen Erzbischofs Heiner Koch, der sich mit Weihbischof und Generalvikar abstimmt – um mit der zweiten Stufe zu beginnen: der Entwicklungsphase.

Innerhalb der dreijährigen Entwicklungsphase werden sich die Pfarreien die Zeit nehmen, sich intensiv kennenzulernen. Im zweiten Jahr gilt es dann, ein gemeinsames Pastoralenkonzept zu entwerfen. Dabei bieten die zentralen Fragen der Pastoralen Leitlinien Orientierung: „Wie kann die Kirche ihren Auftrag in dieser Pfarrei auch morgen erfüllen? Wie kann es die Pfarrei schaffen, in einer veränderten gesellschaftlichen und kirchlichen Situation, Menschen mit Jesus Christus in Berührung zu bringen? Wie erreicht sie diejenigen, die Gott nicht kennen?“ Im dritten Jahr sollen anhand dieses Pastoralenkonzepts Fragen der Struktur, des Personals und der Finanzen geklärt werden. Am Ende steht die Gründung einer neuen Pfarrei.

Nicht nur die Pfarreien tauschen sich aus

Doch der Pastorale Prozess beschränkt sich nicht auf den Austausch zwischen den Kirchengemeinden. Insbesondere die „Orte kirchlichen Lebens“ beginnen sich intensiver in den Pfarreien zu verankern. Oftmals sind sie einziger Berührungspunkt von Katholiken mit ihrer Kirche. Katholische Schulen und Kitas, Caritas-Einrichtungen und Krankenhäuser, katholische Verbände und Institutionen hinterfragen daher ihren Auftrag innerhalb eines künftigen Pastoralen Raumes: Soll es Sakramentenunterricht an katholischen Schulen geben? Können Kitas intensiver in die religiöse Früherziehung einer Gemeinde eingebunden werden? Wie gelingt Vernetzung zwischen karitativen Einrichtungen und Ehrenamtlichen der Pfarreien? Wie verorten sich katholische Verbände?

Neun Arbeitsgruppen sind beim „Steuerkreis Pastoralen Räume“ im Ordinariat angesiedelt. Sie widmen sich Fragen, die über die einer Pfarrei hinausgehen: Was muss sich im Erzbischöflichen Ordinariat ändern? Wie wirkt sich der Pastorale Prozess auf das Berufsbild der Priester aus? Wie kann die Gremienarbeit in den neuen Pfarreien organisiert sein, um die Menschen vor Ort einzubinden? Immer steht das geistliche Motiv des Prozesses im Vordergrund: Wie kann es gelingen, Menschen mit Jesus Christus in Berührung zu bringen?



Erste Pastoralen Räume zeichnen sich ab: drei Pfarreien in Reinickendorf befinden sich schon in der Entwicklungsphase. 31 Pfarreien haben ihr Votum abgegeben, darunter drei in Brandenburg und drei in Vorpommern.

Wachsende Kirche an der Grenze

Die Pfarrei St. Otto in Pasewalk vergrößert sich dank des Zuzugs polnischer Katholiken

„Mittlerweile könnten wir einen weiteren Religionslehrer einstellen.“ Maria Bexten unterrichtet katholische Religion in der Pfarrei Pasewalk. Blickt sie in die Schülerstatistik der Region, sieht sie: ihr Engagement reicht nicht mehr aus. „Es gibt neuerdings Grundschulen wie in Jatznick, da werden immer mehr katholische Kinder eingeschult, aber es gibt keinen Religionsunterricht, weder evangelisch noch katholisch.“

Die Pfarrei St. Otto in Pasewalk wächst. In den vergangenen zehn Jahren hat sich die Zahl der katholischen Christen verdoppelt. Waren es Anfang 2005 knapp 1000 Katholiken, sind es heute über 2000. Zählte die Pfarrei Pasewalk früher zwei bis drei Taufen im Jahr, sind es mittlerweile 15.

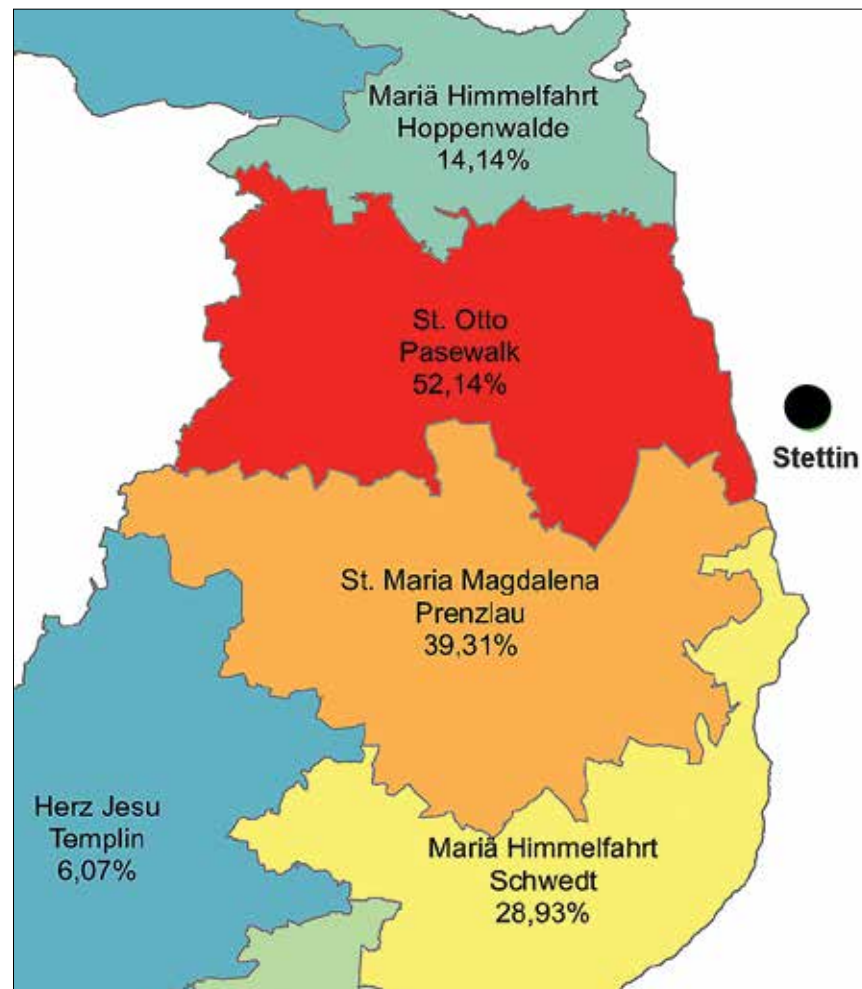
„Allein in Löcknitz und Umgebung leben mittlerweile rund 800 Katholiken, fast alle kommen aus Polen.“ Pfarrer Mazur spricht von einem neuen „katholischen Ballungszentrum“ in seiner Pfarrei. 25 Kilometer sind es auf der B 104 von Löcknitz nach Stettin. Stettin boomt. Die Wohnungspreise auf polnischer Seite steigen. Auf deutscher Seite hingegen stehen zahlreiche Häuser zum Verkauf. Die Arbeitslosigkeit hat viele Frauen und Männer gezwungen, die Heimat zu verlassen. Ihre Elternhäuser verkaufen sie zu niedrigen Preisen. Junge polnische Familien nutzen dank Freizügigkeit in der EU die Chance und schaffen sich ein neues Zuhause. Sie arbeiten in Polen und leben in Vorpommern. Die Pfarreien an der Grenze wachsen daher kontinuierlich. In der Pfarrei Pasewalk stammen bereits 52 Prozent der Katholiken aus Polen, 39 Prozent sind es in Prenzlau und 29 Prozent in Schwedt.

„Die Kirche ist lebendiger geworden und deutliche jünger.“ Pfarrer Mazur berichtet von der Freude älterer Pfarreimitglieder über wieder gutbesuchte Gottesdienste. Der Redemptoristenpater ist selbst Pole. 1999 hat ihn sein Orden nach Deutschland entsandt. In Pasewalk fühlt er sich am richtigen Ort. Dank Pfarrer Mazur ist es möglich, in Gottesdiensten auch Polnisch zu sprechen. Begrüßung, Lesung, Evangelium, selbst einige Predigtworte spricht er oftmals in beiden Sprachen. Drei Viertel der Kinder, die in Pasewalk zur Erstkommunion gehen, haben polnische Eltern. Die Elternabende finden daher zweisprachig statt, die Erstkommunionvorbereitung für die Kinder ist allerdings ausschließlich auf Deutsch.

Die Gemeinde ist jünger geworden

„Einige in unserer Pfarrei denken, dass wir nichts in polnischer Sprache anbieten sollten. Vielmehr verlangen sie, dass sich die Polen sofort gut in die bestehende Pfarrei integrieren.“ Pfarrer Mazur benennt die Probleme, vor die die neue Situation seine Pfarrei stellt. Er spricht von einem längeren Prozess der Integration und von Herausforderungen, vor denen beide Seiten stehen. „Wir können nicht erwarten, dass die Leute herkommen und so werden wie wir. Sie bringen eine andere Frömmigkeitskultur mit. Beide Traditionen miteinander zu verbinden, das gestaltet sich nicht einfach.“

„Wir stehen erst am Anfang, einen Weg des Miteinanders zu finden“, meint Maria Bexten. Die Pfarrgemeinderatsvorsitzende von Pasewalk spricht von einer ganz eigenen Findungsphase in ihrer Pfarrei, die noch mehrere Jahre brauche. Von der Findungsphase im Pastoralen Prozess



Die Pfarreien Pasewalk, Prenzlau und Schwedt befinden sich im direkten Einzugsgebiet von Stettin. Der prozentuale Anteil polnischer Katholiken wächst.

„Wo Glauben Raum gewinnt“ fühlt sie sich daher ein wenig überrollt, stünden in Pasewalk momentan doch ganz andere Hausaufgaben an.

Findungsphase zwischen Polen und Deutschen

„Ich habe Angst, dass wir statt Raum gewinnen, die Menschen verlieren.“ Lilianna Schultz kommt aus Poznań. Seit 20 Jahren lebt sie mit ihrer Familie in Pasewalk. Sie spricht ganz offen über ihre Befürchtung, dass Kirchorte in einer übergroßen Pfarrei aufgegeben werden müssen, während jenseits der Grenze, auf polnischer Seite, Kirchen gebaut werden. Das könnte die Integrationsbemühungen erschweren, mahnt sie.

Ihr 18-jähriger Sohn Alexander fordert eine stärkere Zusammenarbeit der beiden Erzbistümer Berlin und Stettin. Politisch und wirtschaftlich sehe die Stadt Löcknitz längst in der Metropolenregion Stettin ihre Zukunft. Sie betreibe ein deutsch-polnisches Gymnasium und einen zweisprachigen Kindergarten. „Warum funktioniert das nicht in der Kirche? Warum kann man nicht stärker kooperieren, damit die Integration einfacher verläuft?“

Chancen bietet dazu der Pastorale Prozess „Wo Glauben Raum

gewinnt“. Pasewalk führt Gespräche mit den Pfarreien in Schwedt und Prenzlau, die sich ebenfalls mit der verändernden Situation an der deutsch-polnischen Grenze konfrontiert sehen. Alle drei Pfarreien suchen Antworten für Wege des Miteinanders zwischen neuen und alten Gemeindemitgliedern. Fänden die Pfarreien zusammen, könnten sie gemeinsam die Zukunft entwickeln.

„Für einen gemeinsamen Pastoralen Raum spricht, dass wir ein Pastoralteam aus deutsch- und polnischsprachigen Priestern und pastoralen Kräften bilden könnten.“ Pfarrer Mazur denkt an neue Kirchen und Gemeinderäume in Orten, in denen die meisten polnischen Katholiken leben. Für die Integration junger Familien könnte er sich auch eine katholische Kindergartengruppe oder eine Grundschule vorstellen.

Gegen einen Pastoralen Raum Pasewalk, Schwedt und Prenzlau spreche die Ländergrenze, so Pfarrer Mazur. „Schon die unterschiedlichen Ferientermine bereiten uns Probleme.“ Zudem fehle es an gemeinsamen Erfahrungen. Traditionell verbinde die Pfarreien in Vorpommern und Brandenburg recht wenig. Diese Argumente könnten für eine Zukunft Pasewalks mit Anklam und Hoppenwalde sprechen.



Pasewalk in der Findungsphase (von rechts): Pfarrer Grzegorz Mazur, Maria Bexten, Lilianna Schultz und ihr Sohn Alexander. Foto: Alfred Herrmann

Speed-Dating hilft vernetzen

Projektstelle „Caritas rund um den Kirchturm“ bringt Pfarrei und Orte kirchlichen Lebens zusammen

Berlin (ah). Speed-Dating – Drei Fragen, drei Antworten, dann ertönt die Glocke und die Gesprächspartner wechseln. „Erzählen Sie: Wofür schlägt momentan ihr Herz?“ Direkt und gerade heraus fragt Martin Grebing die Frau gegenüber. Florence Vettrai- no ist ehrlich. Sie arbeite momentan sehr lange. „Ich begegne jeden Tag so vielen Menschen, das sind so intensive Begegnungen, dass mein ganzes Wesen davon beansprucht ist.“

26 Frauen und Männer sitzen sich auf zwei Stuhlreihen gegenüber. Sie haben sich an diesem Abend im Pfarrheim von Herz Jesu in Berlin-Prenzlauer Berg versammelt, um sich näher kennenzulernen, vielleicht eine neue Beziehung einzugehen, mindestens aber um sich zu vernetzen. Die Teilnehmer sollen Lust aneinander bekommen und schauen, ob sie zusammenpassen, schickt Daniela Bethge vorweg. Geladen zu diesem Tête-à-Tête haben die Kirchengemeinde sowie das Projekt „Caritas rund um den Kirchturm“. Mit diesem Netzwerk- treffen „Menschen im Pastoralen Raum“ startet das Caritas-Projekt den Pilotversuch, Verantwortliche aus Pfarrei und Orten kirchlichen Lebens gegenseitig bekannt zu machen.

Wie Martin Grebing, Mitglied des Pfarrgemeinderats von Herz Jesu, und Florence Vettrai, Leiterin des Caritas-Flüchtlingsheimes „Elisabethhaus“, ging es vielen an diesem Abend. „Ich weiß wohl, dass es ein Bundeswehrkrankenhaus auf unserem Pfarrgebiet gibt und, dass dort ein Seelsorger arbeitet“, gibt Tina Heller freiweg zu, „aber erst seit heute weiß ich, wer das ist, wie er aussieht, was er da macht.“



Daniela Bethge



Drei Fragen, drei Antworten und dann Partnerwechsel: beim Speed-Dating konnten sich Verantwortliche aus Pfarrei und „Orten kirchlichen Lebens“ näher kommen. Fotos: Alfred Herrmann

Die Pfarrgemeinderatsvorsitzende ist beeindruckt, wie viele Orte kirchlichen Lebens es in ihrer Pfarrei zu entdecken gibt: das St. Hedwig-Krankenhaus, das ökumenische Frauenzentrum „Evas Arche“ und die Kindertagesstätte Herz-Jesu, Caritas-Einrichtungen wie die Schuldnerberatung, die Erziehungs- und Familienberatung und das Flüchtlingsheim, außerdem die Katholische Akademie, das Projekt St. Adalbert der Gemeinschaft Chemin Neuf, das Büro von Misereor und das ist längst nicht alles.

Miteinander statt Nebeneinander

„Wir arbeiten dafür, dass Vernetzung und Beziehungsaufbau zwischen Gemeinden und Orten kirchlichen Lebens gelingen. Dafür bieten wir unsere Hilfe an“, erklärt Daniela Bethge, Leiterin der Projektstelle „Caritas rund um den Kirchturm“. Es sollen Partnerschaften entstehen, die dem katholischen Leben in künftigen Pastoralen Räumen einen Schub geben. Bethge und ihr Kollege Benedikt Zimmermann wollen ein Miteinander statt ein Nebeneinander von Pfarreien und Orten kirchlichen Lebens.

Damit das gelingt, entwickeln sie kreative Werkzeuge wie das Speed-Dating. Am Ende des Abends bekommen die versammelten Ver-

antwortlichen einen Papierbogen, auf dem sie allen verbindlich ein Kennenlernangebot unterbreiten: Einladungen zu einem Rundgang durch die Charité mit dem Krankenhausseelsorger, zu einer Präsentation des ehrenamtlichen Engagements der Pfarrei, zu einem Themenabend „Willkommenskultur“ in der Flüchtlingsunterkunft haften am Schluss an der Pinnwand.

Sozialräumliches Denken fördern

„Wir wollen zum einen das soziale Engagement von Gemeinden an Orten kirchlichen Lebens und zum anderen das sozialräumliche Denken und Handeln in Pastoralen Räumen fördern“, erklärt Bethge die Ziele des Projektes „Caritas rund um den Kirchturm“, das von Caritas und Erzbistum zu gleichen Teilen

getragen wird. Als dritten Aufgabenbereich nennt sie die Entwicklung eines kirchlichen Profils: „Wir stellen die Frage: Wie werden Orte kirchlichen Lebens zu Orten kirchlichen Lebens?“

Zu allen drei Bereichen bietet die Projektstelle Veranstaltungen, Weiterbildungen und Coachings an, für Caritas-Mitarbeiter, für pastorales Personal sowie für Ehrenamtliche. Auch den Netzwerkabend mit Speed-Dating bietet die Projektstelle im ganzen Erzbistum an. Unterstützung erhalten Bethge und Zimmermann durch Caritasmitarbeiter in drei Modellregionen: In Berlin-Mitte, in Fürstenwalde/Frankfurt (Oder) sowie in Anklam unterstützen Mitarbeiter der Caritas Pfarreien und Orte kirchlichen Lebens, miteinander in Beziehung zu treten. Sie helfen, damit Vernetzung gelingen kann.

ANSPRECHBAR

Projektstelle „Caritas rund um den Kirchturm“:

- Daniela Bethge: 0 30 / 6 66 33 12 71; d.bethge@caritas-berlin.de
- Benedikt Zimmermann: 0 30 / 6 66 33 12 66; b.zimmermann@caritas-berlin.de

Für die **Modellregion Berlin-Mitte**, Wedding-Moabit:

- Rita Kampe: 0 30 / 6 66 33 71 71; r.kampe@caritas-berlin.de

Für die **Modellregion Brandenburg**:

- Thomas Thieme, Standort Fürstenwalde: 0 33 61 / 77 08 43; t.thieme@caritas-brandenburg.de
- Steffen Mehnert, Standort Frankfurt (Oder): 03 35 / 5 65 41 40; s.mehnert@caritas-brandenburg.de

In der Mitte der Gemeinde

Wenn der Pfarrer im Caritas-Seniorenzentrum wohnt

Frankfurt (Oder) (ah). Pater Theo kommt in den Gemeinschaftsraum. Den acht Frauen ist die Freude über den Besucher sofort anzusehen. Die meisten in der Runde haben die 80 längst überschritten. Sie leben im Caritas-Seniorenzentrum „Albert Hirsch“ in Frankfurt (Oder). Der 54-jährige Pater Theodor Wenzel wohnt mitten unter ihnen: „Auf dem Gang oder im Essensaal, in der Kapelle oder hier im Gemeinschaftsraum, wird es spürbar, wie froh die Menschen sind, dass wir hier leben.“

Die drei Männer der Ordensgemeinschaft Missionare Identitas senken den Altersschnitt deutlich. Die Senioren gewähren Pater Theo, Pater Carlos und dem vor kurzem eingezogenen Novizen Asyl bis das Pfarrhaus saniert ist. Pater Theo ist Pfarradministrator von Heilig Kreuz in Frankfurt (Oder) und St. Johannes Baptist in Fürstenwalde. Er ist für 5100 Katholiken zwischen Oder und Alt Buchhorst verantwortlich. 700 Fahrkilometer legt er pro Woche zurück. Pater Theo befindet sich mit seinen Pfarreien am Ende der Findungsphase des Pastoralen Prozesses „Wo Glauben Raum gewinnt“. Aus den Pfarreien Fürstenwalde, Frankfurt (Oder) und Müncheberg soll ein Pastoraler Raum entstehen.

Die Zeit im Caritas-Seniorenzentrum „Albert Hirsch“ hat ihn besonders sensibel gemacht für die „Orte kirchlichen Lebens“, von denen es einige in den drei Pfarreien gibt –

vom Schulzentrum in Fürstenwalde, über die Caritas-Initiativen und den beiden Kitas hin zur Hochschulseelsorge an der „Viadrina“. Mit Seniorenarbeit habe er bislang nur wenig zu tun gehabt, „außer im Umgang mit meiner Mutter“, gibt Pater Theo zu. „Nun bekomme ich hier die Chance, ein solches Haus von innen kennenzulernen, nicht nur als Gast, sondern als Bewohner.“ Er sehe die Einrichtung mittlerweile mit anderen Augen.

Bewohner und Mitarbeiter im Blick

Pater Theo sitzt in der Dienstbesprechung der Hausleitung. Er sucht vor allem den Kontakt zu den Mitarbeitern, während sich sein Mitbruder stärker um die Bewohner des Seniorenzentrums kümmert. Die Frauen des Leitungsteams betrachten die Ordensmänner im Haus als Gewinn.



Pater Theo im Gespräch mit einer Bewohnerin im Seniorenzentrum „Albert Hirsch“ in Frankfurt (Oder).
Foto: Alfred Herrmann

Die lockere und fröhliche Atmosphäre in der Dienstbesprechung spiegelt das gegenseitige Vertrauen wider, das in den vergangenen Monaten gewachsen ist. „Die Senioren genießen die Nähe und das Gespräch unabhängig von der Pflege“, berichtet Viola Schulz, Pflegedienstleitung des Pflegeheims, über die Beziehung zwischen Seelsorgern und Bewohnern. Nach einer Zeit des Kennenlernens sei ein Vertrauensverhältnis entstanden, wie es sonst nur Ärzte genießen, obwohl nur 30 Prozent der Bewohner einen christlichen Glaubenshintergrund mitbringen.

Auch von den Beschäftigten gehören nur wenige zur katholischen Kirche. Schulz ergreift daher die Möglichkeit, die die Präsenz der Patres im Haus bietet: „Wir sensibilisieren unser Pflegepersonal. Sie sollen erkennen, dass ein Seelsorgegespräch den Bewohnern gut tun kann und sich an die Seelsorger

wenden, wenn sie spüren, dass ein Bewohner intensive Zuwendung benötigt.“ Pater Theo plant daher Einkehrtage für Mitarbeiter und die 40 Ehrenamtlichen, die sich im Haus engagieren.

Mehr Vernetzung für mehr Kirche

Mit Hilfe der Patres lernten die Verantwortlichen der Caritaseinrichtung im Rahmen der Findungsphase ihre Pfarrei besser kennen. So nahm Christine Leisering, Leiterin des Seniorenzentrums, erstmals an einem Austausch auf Dekanatsebene teil. Die evangelische Christin hofft, eine bessere Vernetzung zwischen den katholischen Institutionen Frankfurts zu erreichen. „Vielleicht lässt sich mit der Hochschulgemeinde in Zukunft die Idee eines Freiwilligendienstes umsetzen?“ Auch mit der katholischen Kita könnte sich Leisering mehr miteinander vorstellen.

Pater Theo denkt bereits über die Grenzen der alten Pfarrei hinaus. „Warum sollen nicht Kontakte entstehen zwischen der Gemeinde in Müncheberg und der Einrichtung hier, warum sollen nicht Schüler des katholischen Schulzentrums in Fürstenwalde Projekte für Senioren in Frankfurt gestalten, warum nicht der Caritashelferkreis seinen Besuchsdienst auf das Seniorenzentrum ausweiten?“, sieht er zahlreiche Chancen für mehr katholisches Leben durch bessere Vernetzung. „Kirche kann auf diese Weise präsenter werden, unter katholischen Christen wie auch unter jenen, die noch wenig vom Evangelium wissen.“

HAUSKIRCHEN: GLAUBEN UND LEBEN IM ALLTAG TEILEN

„Herr, wir freuen uns, dass Du in unserer Mitte bist“, betet Lissy. Laute Musik dringt aus dem Nebenraum des „Rotbart“, einer Kneipe in Neukölln. Der Kellner stutzt und stellt sein Tablett zunächst auf einem der freien Nachbartische ab.

Einmal im Monat treffen sich Jana, Lissy, Nieves, Anna, Gertrud und Micha. Sie sprechen über Gott und ihren Glauben. Sie verstehen sich als „Casa“, als Hauskirche. „Das hier ist für mich das eigentliche Gemeindeleben“, meint Anna. „Selbstverständlich gehe ich in den Sonntagsgottesdienst. Aber das Reden über den Glauben, das Reflektieren meiner Beziehung zu Gott findet hier statt.“

Die Teilnehmenden berichten über ihre Erfahrung mit Gott im Alltag, über Zweifel, Sorgen und Nöte, über Hoffnungen und Glücksmomente.

„Es ist gut zu wissen, dass andere für einen beten“, betont Gertrud. „Man wird getragen.“ Nieves kam zur Casa, nachdem sie neu zum Glauben gefunden hatte. „Ich habe ganz bewusst einen Ort gesucht, an dem ich mehr über meinen Glauben erfahren und auch mal nachfragen kann.“ Micha sieht die Hauskirche als Lernort: „In der Casa übe ich, das ins Wort zu bringen, woran ich glaube.“

Acht Hauskirchen gibt es in Nord-Neukölln. Sie verstehen sich als fester Bestandteil der Pfarreien und werden vom Pastoralteam begleitet. Daneben gibt es Hauskirchen in Köpenick, Marzahn und Rudow. Gemeindeforentin Sabine Kräutelhofer engagiert sich in Friedrichsfelde: „Mich selbst zu fragen, wie ich meine Beziehung mit Gott lebe, und gleichzeitig zu hören, wie andere das tun, das stärkt.“



Glaubensgespräch im Café: Jana, Lissy, Micha, Gertrud, Nieves und Anna treffen sich einmal im Monat, um über ihre Beziehung zu Gott zu sprechen und gemeinsam zu beten.
Foto: Alfred Herrmann

Den Glauben im Alltag vorleben

Katholische Kitas bieten weitreichende Chancen in der Pastoral

Berlin (ah). Vorsichtig entzündet Marie-Jolie das lange Streichholz und überträgt die Flamme auf den Docht der Kerze. „Jesus liebt alle Kinder“, heißt es dort in roten, grünen, gelben und blauen Wachs-buchstaben. Wie jeden Morgen hat sich die Giraffengruppe um den Tisch mit Jesuskerze und Kreuz versammelt. Sie beten, singen und sind ganz Ohr, wenn die Erzieherinnen über Jesus erzählen.

Täglich um neun kommen die 132 Kinder der Kita „Vom guten Hirten“ in Berlin-Marienfelde in Gruppen zum Morgenkreis zusammen. „Der Glaube ist im Alltag unserer Kita beheimatet“, betont Sonja Zipper. Nicht große Feiertage wie etwa Weihnachten stehen im Mittelpunkt, sondern der Glaube im Tages- und Jahreslauf, erklärt die Leitung das Konzept der Einrichtung. „Katechetische Werkstatt“ lautet einer ihrer Schwerpunkte. Für jede der sechs Gruppen hat sich eine Erzieherin fortbilden lassen, damit sie auf die religiösen Belange der Kinder eingehen kann.

Wenn über „Orte kirchlichen Lebens“ gesprochen wird, stehen die katholischen Kitas an erster Stelle. Hier können junge Familien neu an Kirche und Gemeinde andocken. Hier können die Kleinsten im alltäglichen Leben mit dem Glauben in Berührung kommen. 77 katholische Kitas gibt es im Erzbistum, für knapp 4700 Kinder von rund 700 Mitarbeiter betreut. Die große Mehrheit der katholischen Kitas befindet sich in Trägerschaft der Pfarreien. Neun werden von Caritas, den Maltesern, einem Orden und einem Verein betrieben. Mit 65 Einrichtungen befinden sich die meisten in Berlin. Drei gibt es in Vorpommern, neun in Brandenburg.

Andockstelle für Kinder und Eltern

Die Kita „Vom Guten Hirten“ ist eng an die Pfarrei angebunden. Die Leitung nimmt an den Pfarrgemeinderatssitzungen teil. Die Kinder engagieren sich im gottesdienstlichen Leben. Mit „Orten kirchlichen Lebens“ steht die Kita in Kontakt. Die Kinder hospitieren an der katholischen Schule und besuchen die Bewohner des Caritas-Seniorenwohnhauses. Doch Zipper erhofft sich mehr. Sie wünscht sich bekannte Gesichter, die in einer Gemeinde verlässlich und beständig für Kita und Kleinkindkatechese stehen. „Für junge Eltern ist die Hürde oft sehr hoch, auf Kirche und Gemeinde zuzuge-



Die fünfjährige Marie-Jolie darf an diesem Morgen die Jesuskerze der Giraffengruppe entzünden. Jeden Tag beten und singen die Kinder der Kita „Vom Guten Hirten“ in Berlin-Marienfelde. Foto: Alfred Herrmann

hen. Jedoch noch schwieriger ist es für sie, zu bleiben.“ Zipper ist daher froh, dass eine Erzieherin ehrenamtlich die Kleinkindergottesdienste in der Gemeinde vorbereitet. „Kinder und Eltern kennen sie aus der Kita und vertrauen ihr.“ Noch lieber wäre es Zipper, wenn sich eine hauptberufliche Kraft um Kleinkindkatechese und Elternarbeit in der Gemeinde und in der Kita sorgen würde und zudem im Pastoralteam des Pastoralen Raums eingebunden wäre. „Die Glaubensweitergabe und die pastorale Arbeit in einer Kita ist so bedeutend, dass mehr Zeit investiert werden sollte, die über den normalen Stellenplan einer Kita hinausgeht.“

2005 fusionierten die Pfarreien „St. Alfons“ und „Vom Guten Hirten“. Sie brachten je eine Kita mit ein. Die beiden Einrichtungen für knapp 200 Kinder arbeiten heute eng zusammen. Mit der Fusion zeigte sich, dass zwei Kitas die Arbeit des ehrenamtlichen Kirchenvorstandes erheblich ausweiten. Um ihn nicht zu überlasten, installierte die Pfarrei einen Kindergartenbeauftragten als Schnittstelle zwischen Kirchenvorstand, Pfarrer und Kitas. Ehrenamtlich bereitet er Entscheidungen vor und ist Ansprechpartner für alle Seiten.

In der Findungsphase zeichnet sich ein Pastoraler Raum mit den

Pfarreien „Vom Guten Hirten“ und „Mater Dolorosa“ ab. Daneben gibt es auch mit St. Benedikt unverbindliche Gespräche. Während in Mater Dolorosa eine Kita existiert, gibt es auf dem Gebiet von St. Benedikt gleich drei. Mit den beiden Einrichtungen der Pfarrei „Vom Guten Hirten“ wären dies sechs Kitas innerhalb eines Pastoralen Raums – eine strukturelle Herausforderung, die nur schwer von einem ehrenamtlichen Kirchenvorstand zu bewältigen wäre.

Suche nach neuen Trägerstrukturen

„Wir sind gemeinsam mit dem Ordinariat und den Gemeinden auf der Suche nach neuen Trägerstrukturen, um die Pfarreien zu entlasten“, erklärt Petra Staudenherz, Referentin im Fachreferat Kindertagesstätten der Caritas. Die Caritas übernimmt seit Jahren zentrale Verwaltungsaufgaben für die Kitas im Erzbistum.

Über verschiedene Trägermodelle informiert sich momentan die Arbeitsgruppe „Kindertagesstätten“, die beim Steuerkreis „Wo Glauben Raum gewinnt“ angesiedelt ist. „Wir vergleichen Trägermodelle wie sie in den Bistümern Essen und Erfurt entstanden sind“, erklärt Staudenherz. In Essen gründete das Bistum

2008 den KiTa-Zweckverband und damit einen zentralen Träger, an den die Pfarreien die Trägerschaft ihrer Kindergärten abgeben mussten. Im Bistum Erfurt riefen 2010 Diözese und Caritasverband mit der „Sankt Martin gGmbH“ einen Trägerverbund ins Leben. Hier steht es den Pfarreien frei, ob sie beitreten möchten. „Was wir uns für das Erzbistum Berlin wünschen, ist eine Trägersituation, die die künftigen Pastoralen Räume von Verwaltung und Organisation entlastet“, erklärt Staudenherz, „ihnen aber weiterhin einen hohen Einfluss auf die Kitas garantiert und eine intensive Nähe von Pfarrei und Einrichtung bewerkstelligt.“ Die pastorale Verantwortung soll auch künftig vor Ort bleiben.

Msr. Winfried Onizazuk, Pfarrer von St. Mauritius in Lichtenberg, steht der Arbeitsgruppe „Kindertagesstätten“ vor. Eine enge Bindung zu Kindern und Eltern der Kita aufzubauen, darin sieht er eine wesentliche Aufgabe der Gemeinde und des Pastoralteams. Eine Kita dürfe von einer Pfarrei niemals als Last empfunden werden, mit der man außer der Finanzierung nichts zu tun hat, appelliert er: „In der Kita wächst eine neue Generation von Kirche und Gemeinde heran. Das sollte man nicht vergessen.“

Die Schule als Gemeinde

Schulpfarrer für Kinder, Eltern und Lehrer

Berlin (ah). „Una in via“ (Gemeinsam auf dem Weg): Pfarrer Lutz Nehk weist auf die Steintafel am Eingang der Charlottenburger Liebfrauenschule. „Das war das Motto unserer ersten Romwallfahrt.“ Im Oktober 2007 fuhr das gesamte katholische Gymnasium in die Ewige Stadt, rund 700 Schüler und 70 Lehrkräfte. 2014 folgte die zweite Fahrt. An eine Dritte ist gedacht. „Jeder, der diese Schule besucht, soll die Gelegenheit haben, einmal ans Grab des Apostels Petrus zu reisen“, meint Nehk. „Es ist ein prägendes Erlebnis.“

Der Priester ist Schulpfarrer an Liebfrauen. Er gehört zum Lehrerkollegium, übernimmt einen Grundkurs Religion und zeigt Präsenz auf dem Schulgelände. „Tage religiöser Orientierung“ liegen ebenso in seiner Verantwortung wie die Romfahrt. Neben den großen Schulgottesdiensten feiert er einmal pro Halbjahr mit jeder Klasse eine Messe, die er mit ihr vorbereitet. „Die Schüler schätzen das. Sie sind unter sich und können Fragen ansprechen, die nur die Klasse betreffen“, berichtet er aus seiner Erfahrung. Künftig möchte Pfarrer Nehk die Elternarbeit intensivieren. Er denkt über Tage religiöser Orientierung nach und plant einen Glaubenskurs. „Es ist für Eltern sicher interessant, zu prüfen, ob sie sich auf dem Stand ihrer Kinder bewegen.“ Pfarrer Nehk versteht die Lieb-

frauenschule als eine Art Gemeinde. „722 Schüler und 70 Lehrkräfte, dazu 1400 Mütter und Väter sowie Geschwisterkinder und Partner der Lehrer: für rund 3000 Menschen ist diese Schule ein Ort kirchlichen Lebens mitten im Alltag.“ Die Schüler kommen aus den verschiedensten Pfarreien, aus Nauen, Steglitz, Kleinmachnow, Schöneberg, zählt Nehk auf. Aber er räumt ein: „Der Großteil



Lutz Nehk, Schulpfarrer der Katholischen Liebfrauenschule in Berlin-Charlottenburg. Foto: Alfred Herrmann

hat mit dem Leben in den Pfarreien nur noch wenig zu tun. Das gilt ebenso für die Eltern. Die Schule ist ihr einziger kirchlicher Ort.“

Der Schulpfarrer erhofft sich daher ein Umdenken mit dem Pastoralen Prozess: „Es darf nicht alles nur gemeindeorientiert bleiben. Vieles kann auch an der Schule geschehen.“

Er denkt an Elternpastoral, Erstkommunion- und Firmunterricht, Taufkatechese, einen intensiveren Austausch mit den umliegenden Pfarreien.

Nehk ist einer von drei Schulpfarrern im Erzbistum Berlin. In den meisten katholischen Schulen übernehmen Lehrer mit einer Freistellung von zwei Stunden pro Woche diese Aufgabe. Es brauche weitere pastora-

le Kräfte, die in katholischen Schulen Zeit für Seelsorge, Verkündigung und Liturgie haben, ist Nehk überzeugt. „Wenn ich an diesem Ort mitlebe, bin ich der Pfarrer, der da ist, der die Abläufe kennt. Man genießt Vertrauen.“

„Wir erleben, dass selbst katholische Eltern immer seltener Zugang zu den Pfarreien finden. Eine nicht

zu unterschätzende Möglichkeit, Kinder und Eltern mit Glaubensfragen in Berührung zu bringen, sind daher unsere Schulen“, ist Bettina Locklair überzeugt. Die Leiterin des Dezernats Schule im Erzbistum Berlin wünscht sich, dass sich der Blick einer Pfarrei auf „ihre“ katholische Schule intensiviert und sie als ein aktiver Teil in die Gemeinde eingebunden wird. „Das Schulleben nimmt sehr viel Zeit der Schüler in Anspruch. Sie haben abends kaum noch Luft, sich in der Kirchengemeinde zu engagieren. Deshalb bietet es sich an, jugendpastorale Angebote in der Schule zu verankern“, meint Locklair und denkt dabei an ein Engagement von Pfarreien, dem BDKJ und karitativen Einrichtungen im Nachmittagsbereich der Ganztagschulen.

Die Franziskussschule in Berlin-Schöneberg ist räumlich eng mit der Gemeinde verbunden. Der Kirchhof ist zugleich Schulhof, die Mensa Veranstaltungssaal der Pfarrei St. Matthias. Der Kaplan widmet sich der Schulseelsorge. Die Schule nutzt die Pfarrkirche und richtet einmal im Jahr ein Gemeindefrühstück aus. Und dennoch: trotz guter Zusammenarbeit bestehen weitere Entwicklungsmöglichkeiten, meint Schulleiter Martin Schröder. „Die Zahl der Kinder an unserer Schule, die katholisch getauft, aber nicht mehr katholisch sozialisiert sind, nimmt zu. Was wir für sie tun können, das gilt es mit der Pfarrei zu diskutieren.“

21 000 KINDER UND JUGENDLICHE BESUCHEN KATHOLISCHEN RELIGIONSUNTERRICHT



Segnungsgottesdienst der Grundschulen in St. Salvator in Berlin-Charlottenburg (Foto): 230 Lehrkräfte unterrichten im Erzbistum Berlin an staatlichen Schulen katholische Religion. Ihren Unterricht besuchen mehr als 21 000 Kinder und Jugendliche – 17 000 in Berlin, 3700 in Brandenburg und 500 in Vorpommern. Begleitet werden die Lehrkräfte durch acht Dekanatschulseelsorger.

Erzbistum, Jesuiten und Hedwigschwestern betreiben an 21 Standorten katholische Schulen, 18 Standorte in Berlin und drei in Brandenburg. Es gibt 14 Grundschulen und drei integrierte Sekundarschulen. An neun Schulen kann die Hochschulreife erlangt werden. Zwei Schulen widmen sich Kindern mit spezifischem Förderbedarf. Für knapp 10 000 Schüler sowie für 850 Lehrkräfte sind die katholischen Schulen ein Ort kirchlichen Lebens.

Die Zukunft gehört dem Team

Msgr. Günther und Regens Goy über Pfarrer, Pfarrvikare und eine neue Kultur des Miteinanders

Der Pastorale Prozess „Wo Glauben Raum gewinnt“ stellt besondere Anforderungen an das Pastorale Personal, an Priester, Diakone, Pastoral- und Gemeindereferentinnen und -referenten. Über Entwicklungen und Herausforderungen sprach Alfred Herrmann mit Msgr. Dr. Hansjörg Günther, Leiter des Dezernats Personal im Erzbischöflichen Ordinariat, und Regens Matthias Goy, Leiter der Abteilung I/1 Pastorales Personal.

Wie wirkt sich der Pastorale Prozess aufs Dezernat Personal aus?

Günther: Wir befinden uns mit dem ganzen Erzbistum in einem Veränderungsprozess, der natürlich nicht vor den Toren des Ordinariats Halt macht. Die rund 2600 Mitarbeitenden sind Teil des Prozesses „Wo Glauben Raum gewinnt“. Allein 1300 Mitarbeitende sind Lehrkräfte an den 22 kirchlichen Schulen oder Religionslehrkräfte an staatlichen Schulen. Das Pastorale Personal macht mit rund 270 Geistlichen, knapp 30 Pastoral- und knapp 60 Gemeindereferentinnen und -referenten dabei nur einen Teil aus.

Goy: In der Abteilung Pastorales Personal kümmerten sich bislang spezifisch Beauftragte um die jeweilige pastorale Berufsgruppe. Diese versäulte Struktur wollen wir umwandeln in eine Querschnittsstruktur, in der berufsgruppenübergreifend gearbeitet wird. Die Referentinnen und Referenten der Abteilung beschäftigen sich mit den einzelnen Phasen des Berufslebens. So können alle pastoralen Mitarbeitenden von der Berufung über die Ausbildung, die Einsatzplanung, die Fortbildung bis zum Übergang in den Ruhestand gemeinsam begleitet werden. Dabei versteht sich die Abteilung als vernetztes Team, ähnlich der künftigen Arbeitsweise in der Pfarrei.

Was ist das für ein Team, das in

den Pfarreien wirken soll?

Goy: Die Pastoralen Leitlinien sprechen von einem Pastoralteam unter der Leitung des Pfarrers. Ein Pastoralteam verlangt ein neues kollegiales Bewusstsein neben dem mitbrüderlichen Bewusstsein der Priester. Alle Pastoralen Mitarbeiter einer Pfarrei sollen sich noch intensiver als Kollegen und Vertraute verstehen, die miteinander Pastoral und Seelsorge betreiben.

Günther: Wir wollen Pastoralen Mitarbeitenden zunächst Mut machen, ein neues Teamverständnis zu entwickeln und eine neue Kultur des Miteinanders entstehen zu lassen. Das umfasst einen zutiefst spirituellen Prozess. Zu einem Pastoralteam gehört, dass alle gemeinsam einen geistlichen Weg gehen, dass sie miteinander beten oder Bibel-Teilen praktizieren und so zum spirituellen Zentrum ihrer Pfarrei werden.

Wie muss man sich diese Teamstruktur vorstellen?

Goy: Der Einzelne konzentriert sich nicht mehr nur auf seinen Bereich, er ist nicht mehr streng abgegrenzt, sondern mit den übrigen Bereichen vernetzt und könnte – je nach anfallenden Aufgaben und gemäß der vorhandenen Stärken – unterschiedlich eingesetzt werden. Wir reden vom Netzwerk und kooperativer Pastoral und nicht mehr nur von Einzelzuständigkeiten. Die neue Pfarrei kann nur in einem Netzwerk funktionieren.

Wer wird in einer künftigen Pfarrei zum Pastoralteam gehören?

Günther: Meiner Meinung nach neben den klassischen pastoralen Berufen auch Mitarbeitende der Caritas, Religionslehrkräfte, alle, die sich in einem Pastoralen Raum – durchaus auch ehrenamtlich – engagieren. Das kann von Pfarrei zu Pfarrei verschieden sein. In der Entwicklungsphase

muss sich vor Ort herausstellen, wer die Pfarrei mitgestaltet. Wir im Ordinariat können nicht von oben herab festlegen, wer zu einem erweiterten Pastoralteam gehören soll.

Wie unterstützen Sie die Pfarreien auf ihrem Weg zur neuen Teamstruktur?

Günther: Ein Pastoralreferent begleitet in den sich entwickelnden Pastoralen Räumen die Teamentwicklung. Eine solche tiefgreifende Veränderung erreichen Sie nicht durch ein Papier oder eine Amtsblattveröffentlichung, sondern nur durch Begleitung vor Ort. Mit der Stabsstelle für den Prozess „Wo Glauben Raum gewinnt“ und dem Dezernat Seelsorge organisieren wir zudem Qualifizierungstage am Beginn der Entwicklungsphase. Demnächst beginnen wir mit rund 40 Hauptberuflichen aus den ersten Pastoralen Räumen.

Was bedeutet der Pastorale Prozess für die Priester im Erzbistum?

Goy: Dass ein Priester wie selbstverständlich Pfarrer wird, also nicht nur den Titel Pfarrer führt, sondern Leiter einer Pfarrei ist, diese Zeit ist vorbei. Er wird ganz unterschiedliche Aufgaben übernehmen, die neben dem Amt des Pfarrers zum priesterlichen Tun gehören. In den Pastoralen Räumen wird es neben dem Pfarrer daher Pfarrvikare geben. Sie werden in ganz unterschiedlichen pastoralen Feldern unterwegs sein. Das mag gewöhnungsbedürftig sein, da in den vergangenen Jahrzehnten Priester vor allem in den Rollen des Pfarrers und des Kaplans wahrgenommen wurden.

Wie verändert sich das Berufsbild für diejenigen Priester, die nicht mehr in der Leitung stehen?

Goy: Sie sind Mitbrüder und qualifizierte Teamkollegen. Natürlich stehen sie der Eucharistie vor, insofern haben sie am Leitungsamt der Kirche Anteil. Sie sind freier für die Seelsorge und so vor allem Hirten in ihrem Seelsorgsfeld, im Gefängnis, im Krankenhaus, in der Jugendpastoral, in der Schule und zusammen mit den Pastoral- und Gemeindereferentinnen und -referenten sowie dem Pfarrer Teil des Teams einer Pfarrei.

Günther: Es gilt, den priesterlichen Dienst stärker vom Charisma, von der Berufung her zu definieren und nicht mehr von der Rolle des Pfarrers im klassischen Sinn. Aber bei

aller Betonung des Teamgedankens dürfen die Rollen nicht verwischt werden. Wir müssen uns vielmehr fragen: was ist das Spezifikum des Priesters und was ist die spezifische Aufgabe etwa eines Pastoralreferenten?

Wie wird sich entscheiden, wer Pfarrer wird und wer Pfarrvikar?

Goy: Im Laufe der Entwicklungsphase werden wir mit jedem Einzelnen Perspektivgespräche führen, um gemeinsam herauszufinden, was seine Charismen sind und in welchem Einsatzbereich er seinen Dienst tun kann. Dabei zeigt sich jetzt schon, dass es Mitbrüder gibt, die unsere großen Pfarreien leiten werden. Andere signalisieren jetzt schon, dass sie in den vielfältigen Bereichen der Seelsorge eingesetzt werden möchten. Hier sprechen wir vom Pfarrvikar einer Pfarrei. Er ist nicht zu verwechseln mit einem Kaplan, der sich noch in der Berufseinführung befindet. So haben wir jetzt schon an einigen Stellen Pfarrvikare, die sich vorher auch in der Rolle als Pfarrer bewährt haben.

Wird ein Pfarrer künftig noch mehr Manager sein müssen?

Günther: Nein, die Kunst wird vielmehr sein, wegzukommen von der Kirche des Managements, in der sich jemand an einsamer Stelle überfordert. Es braucht immer auch den Pfarrer, der auch Entscheidungen treffen muss, dies aber idealerweise im Austausch mit denen, die vor Ort leben. Die getauften und gefirmten Christen sind es, die ihre Gemeinde lebendig machen. Das verlangt auch vom Volk Gottes, sich nicht nur als Rezipienten und kulturelle Teilnehmer von Veranstaltungen zu verstehen, sondern als aktive Gestalter des Reiches Gottes.

Goy: Eine Frucht des Zweiten Vatikanischen Konzils ist, die Gläubigen als eigentliche Trägerinnen und Träger der Pastoral zu verstehen. Sie sind das gläubige Volk, das Kirche baut. Die pastoralen Kräfte kommen als Begleitung und Motivatoren hinzu. Sie unterstützen und moderieren das, was die Leute auf den Weg bringen. Dass sie keine Alleinunterhalter und Einzelkämpfer sind, sondern sich in einem Netzwerk bewegen, das gilt für das gesamte Pastorale Personal. Der Pfarrer ist dabei der Hirte der Pfarrei. Er leitet, fügt zusammen, hält zusammen. Er bringt vorwärts, ist Zündkerze und Feuer, damit alles andere zünden kann.



Regens Matthias Goy und Msgr. Dr. Hansjörg Günther (von links).

Was wird aus den Gremien?

Die Zukunft von Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand

Berlin (ah). „Wir wollen unser Votum für einen Pastoralen Raum noch vor der Wahl abgeben, damit der neue Pfarrgemeinderat nicht noch einmal von neuem diskutieren muss.“ Tina Heller ist Pfarrgemeinderatsvorsitzende von Herz-Jesu in Berlin-Mitte und Prenzlauer Berg. Die Wahlperiode von Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand neigt sich dem Ende zu. Am 22. November stehen Neuwahlen an – mitten im Pastoralen Prozess.



Pfarrgemeinderatsvorsitzende Tina Heller

Foto: Alfred Herrmann

Tina Heller hat entschieden. Sie tritt wieder zur Wahl an. Ihr macht das Ehrenamt Freude. Was sie vor allem motiviert, ist die Mitarbeit am Pastoralen Prozess, betont sie. „Zum einen bin ich neugierig, wie er funktioniert und zum anderen macht es mir Spaß, mit anderen Neues zu entwickeln.“ Die 45-Jährige sieht die Chance, Kirche der Zukunft mitzugestalten. In der nächsten Wahlperiode steht die Entwicklungsphase an, sie reicht vom intensiven Kennenlernen der anderen Pfarreien bis zum Erstellen eines Pastoralkonzepts.

Vor der Wahl im November herrschen in den Pfarrgremien verschiedene Stimmungen: Die einen sehen sich bislang vom Pastoralen Prozess kaum in ihrer Arbeit beeinflusst. Die anderen überlegen, wie sie Kontinuität in Fragen des Prozesses über die Wahl hinaus wahren. Den einen ist der Pastorale Prozess mit seiner anstehenden Entwicklungsphase ein Grund, aus den Gremien auszuscheiden. Den anderen ist er eine besondere Motivation, sich zur Wahl zu stellen. Viele fragen sich, wie es

weitergeht, wenn sich am Ende der Entwicklungsphase in den Jahren 2019/2020 die neuen Pfarreien bilden. Werden die Gremien jetzt überhaupt für eine volle Amtsperiode – vier Jahre Pfarrgemeinderat, acht Jahre Kirchenvorstand – gewählt?

Was den Pfarrgemeinderat betrifft, standen zwei Modelle zur Diskussion. Nach dem einen sollte die gesamte neue Pfarrei einen einzigen Pfarrgemeinderat wählen. Durchgesetzt hat sich das zweite Modell. Auf Gemeindeebene soll danach ein pastorales Gremium, ein Gemeinderat, gewählt werden, aus dem Mitglieder in einen übergreifenden Pfarreirat entsandt werden.

Gemeinsam arbeitet der Diözesanrat mit dem Erzbischöflichen Ordinariat an diesem Gremienkonzept der Zukunft. „Wir möchten die Gemeindeebene, das heißt, die Kirche vor Ort stärken. Wir wollen eine Struktur in einem Pastoralen Raum, die sich von unten herauf

entwickelt“, betont Wolfgang Klose, Vorsitzender des Diözesanrates. Auf Gemeindeebene soll es weiterhin einen gewählten Gemeinderat geben, der die Arbeit vor Ort mitgestaltet und mitverantwortet. „Die neue Pfarrei lebt von ihren Gemeinden, vom Engagement der Menschen vor Ort“, ist Klose überzeugt. Während sich die konkrete Gestalt der neuen Gremienstruktur noch entwickelt, steht eines fest, so Klose: „Wenn die neuen Pfarreien gegründet werden, müssen die pastoralen Gremien neu gewählt werden.“ Für die meisten

Pfarreien wird dies mit dem Ende der regulären Wahlperiode zusammenfallen.

Für den Kirchenvorstand, der das Vermögen einer Pfarrei verwaltet, sagt das Kirchenrecht: es darf nur einen von der ganzen Pfarrei gewählten Kirchenvorstand geben. Das schließt Teilkirchenvorstände in den ehemaligen Pfarreien eines Pastoralen Raumes aus. Wird also eine neue Pfarrei am Ende des Prozesses errichtet, muss gewählt werden.

Im Erzbistum besteht nun die Überlegung, den neuen Kirchenvorstand zunächst per Dekret des Erzbischofs für eine Übergangszeit paritätisch mit gewählten Vertretern der Kirchenvorstände der alten Pfarreien zu besetzen. Das ermöglicht Kontinuität und führt zu einem einheitlichen Wahltermin für alle neuen Pfarreien. Stefan Müller, Abteilungsleiter Haushaltswesen und Kirchengemeinden im Ordinariat, dazu: „Jeder Kirchenvorstand der noch bestehenden Kirchengemeinden würde aus seinem jeweiligen Kirchenvorstand die per erzbischöflichem Dekret festgesetzte Anzahl der Kirchenvorstandsmitglieder für den Kirchenvorstand der neuen Pfarrei wählen. Für die restlichen bisherigen Kirchenvorstandsmitglieder endet die Amtszeit.“

FORTBILDUNGEN IN VORBEREITUNG

Vor welchen besonderen Aufgaben die neuen Gremien in der kommenden Amtsperiode stehen, dessen sind sich die Verantwortlichen im Erzbistum bewusst. Diözesanrat, Gemeindeberatung und die Stabsstelle für den Pastoralen Prozess planen daher Fortbildungen für die neuen Pfarrgemeinderäte und Kirchenvorstände im kommenden Frühjahr in Vorpommern und Berlin. Den Auftakt bildet am 20. Februar eine gemeinsame Veranstaltung für alle Pfarrgemeinderäte und Kirchenvorstände mit Erzbischof Koch.

TIPP

„Wo Glauben Raum gewinnt“ in der S-Bahn: „kreuzFAHRT“ nennt sich der Gottesdienst, der aus dem Kopfhörer kommt. Er dauert eine Stunde, genau eine Runde um den S-Bahnring. Die kreuzFAHRT ist ein Ergebnis des Project-Pitch, den der BDKJ im Rahmen des Pastoralen Prozesses gestartet hat. Jugendliche sprengten zudem die Grenzen ihrer Pfarrei, indem sie den Abendsegen auf radioBerlin 88,8 gestalteten, einen Berliner Café-Gebetsführer schrieben, einen SMS-Adventskalender auf die Beine stellten, eine Jugendfreizeit mit Flüchtlingen organisierten und vieles mehr. Knapp 90 MP-3-Player mit dem S-Bahngottesdienst können bei der Jugendkirche sam (0 30 / 75 69 50) ausgeliehen werden.



Räume auf dem Prüfstand

Büro „D:4“ erstellt eine Wirtschaftlichkeitsanalyse für jede Kirchengemeinde im Erzbistum

Berlin (ah). „Das ist unser großer Pfarrsaal.“ Pater Kalle Lenz führt die kleine Gruppe in einen Keller-raum. Pfeiler durchschneiden die Fläche und unterteilen den Saal in mehrere Bereiche. Das Fenster im Eck schafft es kaum, den Raum mit genügend Tageslicht zu versorgen. „Die Säulen tragen die Kirche über uns und schenken dem Saal seine verwinkelte Form. Das macht ihn gemütlich und gibt ihm seinen eigenen Charme.“

Der Pallottinerpater ist Pfarrer von St. Christophorus in Berlin-Neukölln. Gemeinsam mit Klaus Dieter Hoffmann und Thomas Ruggiero vom Kirchenvorstand führt er Marcus Nitschke und Cordula Heintze-von Baeyer durch die Räume seiner Pfarrei. Er zeigt den Experten von „D:4 – Büro für Kirche und Kultur“ die Säle, die Küche, die Kirche, die Kita. Das Büro D:4 erstellt im Rahmen des Pastoralen Prozesses eine Wirtschaftlichkeitsanalyse.



Klaus Dieter Hoffmann (re.) zeigt Marcus Nitschke und Cordula Heintze-von Baeyer den Glockenstuhl im Turm von St. Christophorus. Fotos: Alfred Herrmann

Wegen finanzieller Engpässe seit 1929 unvollendet

Der kleine Pfarrsaal wird für Kirchenchorproben und von Eltern-Kind-Kreisen genutzt. Erreichbar ist er nur von außen über eine steile Treppe. Eine Toilette findet sich nicht in der Nähe. In dem Kellerraum gibt es Probleme mit der Feuchtigkeit. Nitschke klopft die Wände ab, fotografiert, betrachtet die Außentreppe. „Ich interessiere mich für den allgemeinen Zustand der Räume, wie sie genutzt werden, wie man zu den Räumen hinkommt“, beschreibt Nitschke, worauf er sein Augenmerk richtet. „Der kleine Pfarrsaal ist nur eingeschränkt nutzbar. Die Treppe und der weite Weg zur Toilette machen ihn für Ältere und Gehbehinderte sehr schwer zugänglich.“

Der Stadtplaner Klaus Dieter Hoffmann berichtet, wie 1929 beim Bau der Kirche finanzielle Probleme verhinderten, dass das geplante Haus links neben der Kirche verwirklicht werden konnte. Bis heute fehlt der Anschlussbau neben dem Kirchturm. Einen seinerzeit vorgesehenen, ebenerdigen Pfarrsaal gibt es bis heute nicht. Nachträglich das Ensemble zu vollenden, sei baurechtlich erlaubt, gibt Hoffmann zu bedenken: „Wir sind die einzige Pfarrei in Nord-Neukölln mit solchen Ressourcen.“

D:4, ein Unternehmen aus Architekten, Theologen und Immobilienökonomien, erhielt vom Erzbistum den Auftrag, in einem ersten Schritt von allen 105 Pfarreien eine Wirtschaftlichkeitsanalyse anzufertigen. Wäh-

rend der Entwicklungsphase machen sie das in einem zweiten Schritt noch einmal für jeden Pastoralen Raum. D:4 bietet damit den Gemeinden eine besondere Hilfestellung. Die neuen Pfarreien, die am Ende des Pastoralen Prozesses entstehen, sollen wirtschaftlich funktionsfähig sein. „Wir machen eine Art Grundlagen-ermittlung, um festzustellen, wie sich die wirtschaftliche Lage einer Kirchengemeinde tatsächlich darstellt“, erklärt Immobilienökonom Ludger Hohmann von D:4. „Manche Pfarreien wissen sehr genau über sich Bescheid, andere fühlen sich gut informiert, kennen jedoch die tatsächlichen Verhältnisse nicht.“

Am Anfang einer Wirtschaftlichkeitsanalyse steht ein Fragebogen. Es geht darin um das Gemeindeleben, die Struktur, die Präsenz von muttersprachlichen Gemeinden und einiges mehr. „Wir sind darauf angewiesen, das Leben hinter den Zahlen kennenzulernen. Der Fragebogen dient als Grundlage für eine ‚sozialdemographische Analyse‘, die der Wirtschaftlichkeitsanalyse vorangeht“, erklärt Hohmann. „Bevor wir Gebäude anschauen und ihre Nutzung beurteilen, müssen wir wissen, wie die Gemeinde funktioniert.“

Die Begehung beginnt daher auch mit einem ausführlichen Gespräch über die Situation der Pfarrei. Dann wirft das Team von D:4 in alle Räume einen Blick, fotografiert, stellt Fragen. „Unserer Blick ist in die Zukunft gerichtet. Wir fertigen keine

Mängelbeschreibung mit Versäumnissen der Vergangenheit an“, betont Hohmann.

Auf Bedürfnisse reagieren können

Das fertige Wirtschaftlichkeitsgutachten zeigt den Verantwortlichen, inwieweit sich ein Sanierungsbedarf abzeichnet, welche Rücklagen vorhanden sein müssen, um die Gebäude künftig zu erhalten, und wie sich die Bewirtschaftungskosten entwickeln werden. Daneben unterbreitet D:4 Vorschläge zur optimierten Gebäudenutzung. Eine geschickte Verwendung des Raumbestandes könne dem Gemeindeleben neue Impulse geben. „Manchmal lohnt sich die Frage, ob man mit einem Neubau nicht besser und wirtschaftlicher auf die Bedürfnisse der Pfarrei reagiert, anstatt mit den ewigen Provisorien weiterzuwursteln.“

Marcus Nitschke geht nach der Besichtigung vieles durch den Kopf. Die weit auseinanderliegenden Gemeinderäume, in denen sich verschiedenste Gruppen treffen, ohne sich zu begegnen; die Büroräume mit ihren weiten Wegen für die Mitarbeiter; der Gemeindefestsaal im Keller. „Vielleicht ist es eine Chance, das fehlende Gebäude links neben der Kirche zu ergänzen, mit Gemeinderäumen und einer Caritas-Einrichtung“, denkt er laut. In drei Monaten kommt er wieder, mit belastbaren Ergebnissen.



Pater Lenz (Mi.) führt die Gruppe durch die Kirche.

Auf in die Entwicklungsphase

Fünf Pfarreien in Tiergarten, Moabit und Wedding bilden künftig einen Pastoralen Raum

Berlin (ah). „Wir sind fertig mit der Findungsphase und bitten darum, vorbehaltlich der Zustimmung des neuen Erzbischofs, in die Entwicklungsphase eintreten zu dürfen.“ Pater Michael Dillmann fasst den Brief zusammen, mit dem die Pfarreien St. Joseph-St. Aloysius, St. Laurentius, St. Paulus, St. Petrus und St. Sebastian ihr Votum an den Entscheiderkreis des Erzbistums sandten. Am 2. Oktober startete der Pastorale Raum mit einem Gottesdienst unter der Leitung von Erzbischof Heiner Koch in die Entwicklungsphase.

Rund 27 000 Katholiken, sieben Kirchen, fünf muttersprachliche Gemeinden, drei Kitas, eine Grundschule, drei Orden, drei soziale Einrichtungen dreier katholischer Träger – der künftige Pastorale Raum umfasst mit Moabit, Wedding und der Hälfte des Tiergartens einen Großteil des Berliner Bezirks Mitte. „Den Pfarreien ist es nicht besonders schwergefallen, sich zusammenzutun“, meint Pater Michael. Der Dominikaner leitet St. Paulus und St. Petrus sowie das Dekanat Berlin-Mitte, dem alle Gemeinden angehören. Die Pfarreien im Wedding kooperieren schon seit einigen Jahren. Hinzu kommt die Sozialstruktur, die sich ähnelt.

Pater Michael sieht in der Profilierung der Gemeinden die zentrale Herausforderung für die nun anstehende Entwicklungsphase. Alle Pfarrstandorte böten bislang fast das Gleiche, was es sicherlich überall zu erhalten gelte, ist er überzeugt, gibt aber zu bedenken: „Kann das für eine künftige Gemeinde das einzige sein?“ Jede Gemeinde habe die Aufgabe, für sich zu überlegen, was personell, ideell und auch theologisch ihr Schwerpunkt im Kontext des Pastoralen Raums sein könne.

Mit Moabit und Wedding zusammenzufinden, sei nicht schwierig gewesen, betont auch Dr. Ernst Pulsfort. Seine Pfarrei St. Laurentius in Tiergarten hat sich als Letztes für den Pastoralen Raum ausgesprochen. Er beklagt jedoch die Orientierungslosigkeit zu Beginn der Findungsphase. Zu sehr sei die Pfarrei auf sich gestellt gewesen, zu wenige Vorgaben habe es aus dem Ordinariat gegeben. „Wir grenzen an zahlreiche Pfarreien. Ein Pastoraler Raum mit St. Matthias und Herz-Jesu in Charlottenburg wäre ebenfalls denkbar gewesen.“ Ausschlaggebend sei letztendlich die langjährige

Zusammenarbeit im Dekanat und die historischen Beziehungen zu St. Paulus gewesen, so Pulsfort: „Die Dominikaner versorgten früher immer auch St. Laurentius.“

Votum für den Pastoralen Raum

Inhaltlich unternahm jede der Pfarreien in der Findungsphase eine Bestandsaufnahme der eigenen Verhältnisse. In der nun anstehenden Entwicklungsphase wollen sie sich zunächst miteinander befassen und beschnuppern. „Erst wenn wir uns richtig kennen, können wir intensiv zusammenarbeiten“, betont Pulsfort. Von der Entwicklungsphase erhofft er sich, dass jede Pfarrei so viel eigenständiges Leben wie möglich erhalten kann. Er spricht sich für Zurückhaltung aus. „Wenn wir es schaffen wollen, eine gemeinsame



Im Herzen von Berlin: Fünf Pfarreien in Moabit, Tiergarten und Wedding bilden einen Pastoralen Raum.

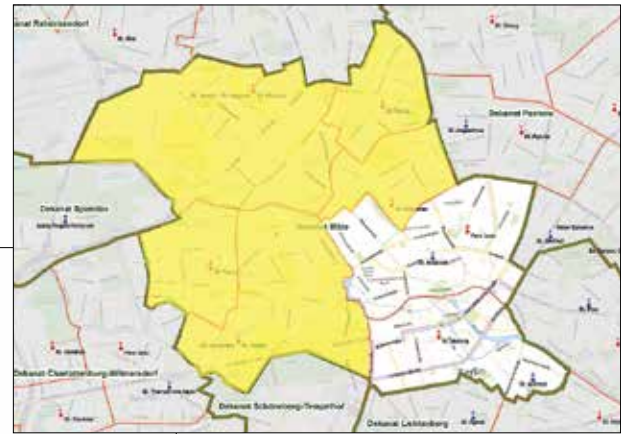
Pfarrei zu werden, müssen wir gutwillig mit kleinen Dingen beginnen, die der Zusammenarbeit bedürfen. Wir sollten nicht vorschnell etwas abschaffen, was gut funktioniert.“

Wenn sich Pfarreien am Ende der Findungsphase für einen Pastoralen Raum aussprechen, gibt jede ein schriftliches Votum im Ordinariat ab. Neben Unterschriften von Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand machen die einzelnen Pfarreien Angaben zu ersten Ideen für ein Pastoralenkonzept, zu geistlichen Akzenten, die ihnen wichtig sind. Sie merken an, was am Sozialraum auffällt, mit welchen Pfarreien verhandelt wurde.

„Nach Abgabe des Votums ist der

Steuer- und der Entscheiderkreis am Zug“, erklärt Markus Papenfuß, stellvertretender Leiter der Stabsstelle „Wo Glauben Raum gewinnt“. Das Ordinariat trage zuerst sämtliche statistische Fakten über den potenziellen Pastoralen Raum zusammen: Katholikenzahl, Fläche, Gottesdienstbesuch, personelle Besetzung, Entfernungen, die Ergebnisse der Wirtschaftlichkeitsprüfung, einen Überblick über die Finanzlage, vorhandene pastorale Schwerpunkte. „Danach legt der Steuerkreis das Votum und die Faktensammlung dem Entscheiderkreis vor“, so Papenfuß.

Der Entscheiderkreis, ein Gremium aus Erzbischof, Weihbischof und Generalvikar, entscheidet endgültig, ob der Pastorale



untrennbar zusammengehören.

„Die Entwicklungsphase erstreckt sich über drei Jahre, in denen sich ein Pastoraler Raum zur neuen Pfarrei entwickeln soll“, erklärt Markus Papenfuß. Das erste Jahr diene dazu, sich intensiver kennenzulernen, im zweiten soll ein pastorales Konzept entwickelt werden und im dritten gelte es Fragen der Struktur, des Personals und der Finanzen zu klären. Ausdrücklich betont Papenfuß: „Während der Entwicklungsphase bleiben die Pfarreien unabhängig.“

Wie sich strukturell arbeiten lässt, dazu favorisiert der Steuerkreis „Wo Glauben Raum gewinnt“ einen Weg, der im Erzbistum Hamburg beschränkt wird. Dort kümmert sich zum einen eine „Steuerungsgruppe“ – bestehend aus dem Leiter des Prozesses im Pastoralen Raum, dem Moderator, dem Verwaltungsleiter und drei Ehrenamtlichen – um die strukturelle Koordination des Prozesses. Zum anderen versammeln sich in einem „Pastoralausschuss“ Vertreter aus den Gremien, der Orte kirchlichen Lebens und der Verbände. In Unterausschüssen bearbeitet dieser Detailfragen, wie die Jugendarbeit oder das karitative Engagement. Papenfuß macht jedoch keine verbindlichen Vorgaben: „Jeder Pastorale Raum muss sich die Strukturen geben, mit denen er am besten arbeiten kann.“

Raum in der gewünschten Form an den Start gehen kann. Danach wird bestimmt, wer Leitender Pfarrer wird, wer die Moderation übernimmt und wer als hauptamtlicher Verwaltungsleiter anfängt.

Am Anfang steht eine gemeinsame Liturgie

Die Entwicklungsphase beginnt mit einer offiziellen liturgischen Feier. Die Liturgie-Kommission des Erzbistums hat hierfür einen beispielhaften Ablauf entworfen. „Wir geben den Pfarreien Überlegungen an die Hand, die als Anregung gedacht sind“, erklärt Uta Raabe, Mitglied der Liturgie-Kommission.

Zur Neutralität verpflichtet

Moderatoren unterstützen den Prozess vor Ort

Berlin (ah). Weder nimmt er den Pfarreien die Entscheidungen ab noch vertritt er das Erzbischöfliche Ordinariat im örtlichen Prozess: der Moderator. Der Neutralität verpflichtet, soll er alle Seiten an einen Tisch bringen, vermitteln, verbinden und zusammenführen. Mit dem Beginn der Entwicklungsphase nimmt in jedem Pastoralen Raum solch ein Moderator seine Arbeit auf. Beauftragt durch das Ordinariat dient er als Hilfestellung für den Prozess vor Ort.

Peter Schaumann ist Moderator. Er übernimmt die Aufgabe im neuen Pastoralen Raum Tiergarten, Wedding, Moabit, der am 2. Oktober gestartet ist. Als ehemaliger Leiter der Franziskusschule in Schöneberg bringe er einige Erfahrungen mit, erklärt Schaumann. Teambildung, Konfliktmanagement und Wege der Kommunikation gehören schon jetzt zu seinem beruflichen Aufgabengebiet. „Ich verstehe mich nicht als Schiedsrichter“, erläutert er, wie er seine neue Aufgabe begreift. „Ich kann nicht entscheiden, was richtig oder falsch ist. Was ich tue? Ich führe zusammen.“

Die verschiedenen Aufgaben eines Moderators

Ein Moderator moderiert die Sitzungen des Pastoralausschusses. Darin erstellen Vertreter der Pfarrgremien, der Orte kirchlichen Lebens und der Verbände ein tragfähiges Pastoralkonzept für die zukünftige Pfarrei. Verschiedene



Peter Schaumann, Moderator im Pastoralen Raum Moabit-Wedding-Tiergarten.

Foto: Walter Wetzler

Themenbereiche der Gemeindearbeit, unterschiedliche Interessen der Beteiligten, zwingende Struktur- und Finanzfragen müssen erörtert und geklärt werden. Nicht immer leicht ist es, den korrekten Austausch von Argumenten und Meinungen in den Sitzungen zu gewährleisten. Da setzt der Moderator an. Außerdem bereitet er als Mitglied der Steuerungsgruppe gemeinsam mit dem Leiter des Prozesses im Pastoralen Raum und dem Verwaltungsleiter die Sitzungen des Pastoralausschusses vor. Er behält die vom Ausschuss gesetzten Ziele im Blick und bemüht sich um das Einhalten verabredeter Fristen. Er kümmert sich um die Kommunikation zwischen Ausschussmitgliedern und dem Ordinariat.

Eigentlich arbeitet Schaumann als Schulrat im Kirchendienst. 25 Prozent seiner Arbeitszeit wird er nun künftig in die Tätigkeit des Moderators investieren. Vorbereitet wurde der 60-Jährige mit einer dreitägigen Fortbildung bei dem Wirtschaftsmediator und Dominikanerpater Thomas Griesbach. Dort setzen sich die Teilnehmer unter anderem mit Fragen auseinander wie: Wie hört man in kleineren und größeren Gruppen richtig zu? Wie erkennt man die Interessen, die hinter festen Positionen von Verhandlungspartnern stehen? Wie gibt man der Gruppe eine Rückmeldung, ohne wertend zu sein? Es geht um Gesprächsrhetorik, wie man Themen ergebnisorientiert strukturiert und wie Ursachen von

Konflikten frühzeitig erkannt werden. Pater Griesbach: „Die vielleicht wichtigste Aufgabe eines Moderators ist die Gesprächsorganisation. Wie gelange ich von einem großen Themenbereich über die Differenzierung in Einzelprobleme und der Findung von Lösungsansätzen zu einer Entscheidung und ihrer Umsetzung?“

Von Erfahrungen aus Hamburg profitieren

Dass ein Moderator in die Versuchung kommt, sich inhaltlich einzumischen, betrachtet Christiane Bente als großes Risiko. Die Leiterin der „Stabsstelle Pastorale Entwicklung“ im Erzbistum Hamburg begleitet die Moderatoren im Pastoralen Prozess ihrer Erzdiözese. Seit 2010 gehen die Katholiken in Berlins Nachbarbistum einen ähnlichen Weg. Bente sieht, wie Moderation gelingt, weiß aber auch, dass sie scheitern kann. Auslöser seien oft unvernünftige Verhandlungspartner, die versuchen den Moderator zu beeinflussen und ihn auf ihre Seite zu ziehen. „Der Moderator muss stets betonen: ‚Ich bin dafür da, dass alle Beteiligten zu Wort kommen‘. Er muss Anwalt aller sein.“ Wenn ein Moderator spüre, dass Handlungsträger Verantwortung an ihn abgeben und ihn aus seiner neutralen Rolle herausholen wollen, muss er sich Rat holen, so Bente. Im Erzbistum Berlin treffen sich die Moderatoren daher bis zu fünf Mal im Jahr. Sie besprechen Einzelfälle und schwierige Situationen. Mit Markus Papenfuß von der Stabsstelle „Wo Glauben Raum gewinnt“ haben sie einen ständigen Ansprechpartner.

HANDELNDE PERSONEN IN DER ENTWICKLUNGSPHASE

Was macht der Leiter des Prozesses im Pastoralen Raum?

Zu Beginn der Entwicklungsphase wird ein Priester durch den Erzbischof zum Leiter des Prozesses für den jeweiligen Pastoralen Raum ernannt. Er übernimmt eine besondere Rolle unter den Pfarrern der in der Entwicklungsphase weiterhin selbstständigen Pfarreien.

Der Leiter des Pastoralen Prozesses hat die Aufgabe, die selbstständigen Pfarreien und Protagonisten des Pastoralen Raumes zusammenzuführen. Mit dieser integrativen Funktion schiebt er die zweite Phase des Pastoralen Prozesses an. Der Leiter des Pastoralen Pro-

zesses bereitet mit dem Moderator und dem Verwaltungsleiter in der „Steuerungsgruppe“ die Treffen des „Pastoralausschusses“ vor, so dass geplante Meilensteine und Entwicklungsschritte erreicht werden.

Die Entscheidungen des Leiters des Prozesses beziehen sich allein auf die Organisation der Entwicklungsphase, für deren Verlauf er in der „Steuerungsgruppe“ und im „Pastoralausschuss“ moderierend verantwortlich zeichnet. Der Leiter des Prozesses leitet die Entwicklungsphase, ohne die Selbstständigkeit der anderen Pfarreien zu berühren. Rechtlich bindende Entscheidungen

für die Zukunft der neuen Pfarrei kann er nicht treffen. Dies übernimmt der „Pastoralausschuss“, dessen Beschlüsse immer durch die Kirchenvorstände und Pfarrgemeinderäte der selbstständigen Pfarreien eines Pastoralen Raums bestätigt und gültig gemacht werden müssen.

Am Ende der dreijährigen Entwicklungsphase, wenn die neue Pfarrei gegründet wird, wird der Leiter des Prozesses nicht automatisch Pfarrer der neuen Pfarrei. Diese Aufgabe wird aufgrund der Perspektivgespräche, die das Personaldezernat mit den Priestern im Erzbistum führt, vom Erzbischof vergeben.

Mehr Zeit für den Glauben

Verwaltungsleiter bringen Entlastung

Berlin (ah). „Ein Verwaltungsleiter soll bei Ehrenamtlichen wie bei Hauptamtlichen einer Pfarrei Kräfte freisetzen, damit diese sich stärker für die Kernaufgaben von Kirche einsetzen können.“

André Martin sitzt in seinem Büro im Gemeindezentrum Maria Gnaden in Berlin-Reinickendorf und erklärt seine Aufgabe. „Er nimmt ihnen die Verwaltungsarbeit ab, damit sie den Glauben in der Welt bezeugen statt Haushaltspläne aufzustellen und Immobilien zu verwalten.“



Verwaltungsleiter André Martin in seinem Büro im Pfarrzentrum Maria Gnaden.

Foto: Alfred Herrmann

Seit Beginn der Entwicklungsphase im Pastoralverbund Reinickendorf-Nord im Herbst 2014 arbeitet der 49-Jährige als erster hauptberuflicher Verwaltungsleiter im Erzbistum Berlin. In jedem Pastoralen Raum wird künftig ein Verwaltungsleiter eingesetzt. Bezahlt wird dieser nicht von der Pfarrei, sondern direkt von der Erzdiözese. Er soll Kirchenvorstand und Pfarrer in Pastoralen Räumen entlasten.

Wenn sein Kirchenvorstand Baumaßnahmen beschließt, ist es nun André Martin, der Umsetzungsvorschläge erarbeitet, sich mit der Bauabteilung des Ordinariats abstimmt, Ausschreibungen vornimmt, die Arbeiten beaufsichtigt. Zu seinen Aufgaben zählen Unterstützung bei der Haushaltsaufstellung, die bau- und unterhaltsseitige Betreuung von Immobilien, Betreuung des technischen Personals, die Verwaltung von vier Kitas.

Pfarrer werden merklich entlastet

„Bislang hat sich ein Kirchenvorstand nur um seine Kirche vor Ort kümmern müssen. Er hat gleich gesehen, wenn das Dach undicht war oder die Regenrinne tropfte“, spricht Martin über die sich verändernden Bedingungen. „Im Pastoralen Raum sind es ungleich mehr Gebäude, um die sich ein Kirchenvorstand sorgen muss. Das braucht eine systematische Herangehensweise.“ Ein ehrenamtlicher Kirchenvorstand könne da schnell an seine Grenzen stoßen.

Auch die Pfarrer werden merklich entlastet, um mehr Zeit in Seelsorge und Verkündigung investieren zu können, meint Martin. „All die Bau-, Wirtschafts- und Personalfragen kosten wertvolle Stunden.“ Daher sieht er in einem gut funktionierenden Tandem von Verwaltungsleiter und Pfarrer eine Chance für die

gesamte Pfarrei. Sein Pfarrer nenne ihn mittlerweile mit einem Augenzwinkern seinen „Generalvikar“.

Dienstleister für die Pfarrei und nicht ihr Chef

Dass mit dem Verwaltungsleiter ein mächtiger Mann in der Pfarrei heranwächst, sieht Martin nicht. „Ich bin Dienstleister für die Pfarrei, nicht ihr Chef, der die Entscheidungen trifft“, sieht er sich in einer Position des vertrauensvollen Dienens. Auch wenn er Unterschriftsvollmachten im Range eines stellvertretenden Kirchenvorstandsvorsitzenden besitzt: „Alleingänge an der Pfarrei vorbei sind

nicht möglich“, betont Martin und unterstreicht: „Der Kirchenvorstand ist das Gremium, das entscheidet.“

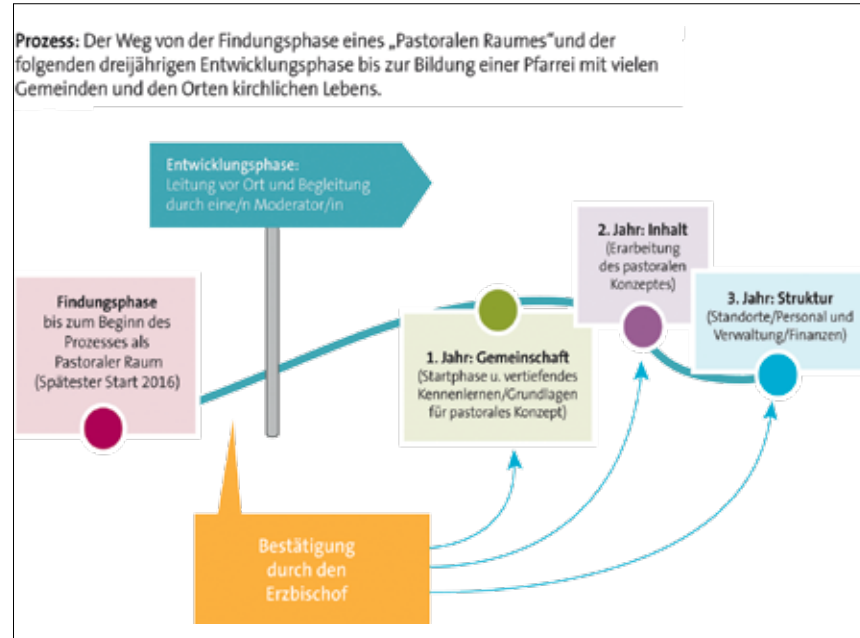
Reinickendorf-Nord gründete für die Entwicklungsphase neben einem „Gemeinsamen Ausschuss“ für die pastoralen Fragen eine Steuerungsgruppe, um die Fusion technisch vorzubereiten und die strukturellen Fragen zu klären. Aus den Kirchenvorständen der drei Pfarreien sitzen je zwei Vertreter in diesem Gremium. „Gemeinsam überlegen wir, welche Themen bearbeitet werden müssen, wenn wir in zwei Jahren zur Fusion kommen wollen.“ Martin spricht von der Umstellung der Buchführung, von der Erstellung eines Vermögensver-

zeichnisses, von der Trägerstruktur für die vier Kitas.

Der Verwaltungsleiter von Reinickendorf-Nord denkt jedoch über die klassische Trennung zwischen Struktur- und Pastoralverantwortlichen hinaus: „Ich sehe mich als Teil des Pastoralteams“, zeigt er sich selbstbewusst. „Denn Verwaltung ist kein Selbstzweck, sondern dient der Gesamtaufgabe.“ In diesem Sinne entwickelt Martin Ideen, wie pastorale Vorhaben wirtschaftsseitig umsetzbar sind. „Ich sehe mich als Akteur, der dazu beiträgt, dass wir Kirche zukunftsfähig machen, dass wir unseren Auftrag, für die Menschen in der Gemeinde da zu sein, erfüllen können.“

DIE ENTWICKLUNGSPHASE

Die Findungsphase endet mit dem Votum einer Pfarrei für einen Pastoralen Raum. Wird dieses durch den Erzbischof bestätigt, beginnt die dreijährige Entwicklungsphase. Mit einer feierlichen Liturgie starten alle gemeinsam in die neue Prozessphase. Danach lernen sich die Pfarreien und die Orte kirchlichen Lebens, die sich auf dem Gebiet eines Pastoralen Raums befinden, intensiv kennen. Im zweiten Jahr entwickeln sie ein Pastorales Konzept. Im dritten Jahr klären sie Struktur, Finanzen und Personal. Das Ziel ist die Errichtung einer neuen Pfarrei. In der Entwicklungsphase gibt es für die Prozesskoordination Unterstützung von einem Moderator und zur Entlastung von Verwaltungsarbeit Hilfe von einem Verwaltungsleiter.



Das Schöne am Sonntag?

Zeit für mich.

Zeit für uns.

Zeit für Gott.

Sonntag – Zeit, zur Ruhe zu kommen,
Zeit für das, was mir wirklich wichtig ist.



**Einfach kennenlernen
oder verschenken!**

Unsere Kirche. Unsere Zeitung.

Einfach umseitigen Coupon ausfüllen & einsenden an den TAG DES HERRN-Leserservice